

ROBERT CERBER



Gefiederte
Sänger

ZWEITER TEIL



ROBERT GERBER
GEFIEDERTE SÄNGER

JUGENDBUCHREIHE „ERLEBTE WELT“ BAND 22

/

ROBERT GERBER

Gefiederte Sänger

Zweiter Teil

Mit 8 Tafeln und Federzeichnungen
von Jürgen Ritter

JUGENDBUCHVERLAG ERNST WUNDERLICH

**Der in sich abgeschlossene erste Teil der „Gefiederten Sänger“
behandelt Amsel, Star, Zaunkönig, Feldlerche, Gartenrot-
schwanz, Mehlschwalbe, Singdrossel, Nachtigall, Gelbspötter,
Mönchsgrasmücke, Rotkehlchen, Sumpfrohrsänger, Stieglitz,
Buchfink, Bachstelze, Kohlmeise**

Lizenz-Nr. 359 — 425/19/53

1.—10. Tausend

Alle Rechte vorbehalten

**Copyright 1953 by Jugendbuchverlag Ernst Wunderlich in Leipzig
Satz und Druck in Borgis Garamond-Antiqua von J. Bohn & Sohn,
Graphischer Betrieb, Leipzig III-18-177
Druck der Tafeln: Hallberg & Büchting, Leipzig**

INHALT

Vorwort	7
Die Goldammer	12
Der Zilpzalp	18
Der Baumpieper	26
Das Wintergoldhähnchen	32
Der Pirol	40
Der Kernbeißer	47
Der Fichtenkreuzschnabel	52
Der Erlenzeisig	59
Der Girlitz	66
Der Hänfling	71
Der Steinschmätzer	76
Die Heidelerche	82
Der Rotrückenwürger	88
Der Trauerschnäpper	95
Der Kleiber	102
Der Mauerläufer	108
Wir lernten kennen	114

VORWORT

Dieser zweite Teil der „Gefiederten Sänger“ wird dich mit weiteren sechzehn Singvogelarten bekannt machen. Du erfährst, wie sie aussehen, wie sie sich bewegen, wie sie rufen und singen, wie ihre Nester und ihre Eier beschaffen sind und vieles andere, was zu ihrem Wesen gehört, doch genau lernst du sie nur dann kennen, wenn du sie im Freien aufsuchst und inmitten ihrer Umgebung beobachtest. Das Buch gibt dir nur die nötigen Hinweise, sie zu bestimmen.

Vor allem must du darauf bedacht sein, die Vögel möglichst in der Nähe zu beobachten. Bei manchen Arten macht das keine Schwierigkeiten, andere aber sind scheu und halten keine Annäherung auf nahe Sicht aus. Diese must du überlisten. Du darfst keine auffällige Kleidung tragen. Du must alle hastigen Bewegungen vermeiden und dich möglichst ruhig verhalten. Gegebenenfalls must du dich ihnen kriechend nähern. Sehr schöne Beobachtungen werden dir manchmal vergönnt sein, wenn du, im Gebüsch versteckt, still stehen bleibst oder dich auf einem Platz mit guter Sicht auf längere Zeit niederlast. Gegenüber einem Beobachter, der sich ruhig verhält, werden manche Vögel nach und nach vertraut und lassen sich in ihrem Tun und Treiben nicht mehr stören. Wo es nicht anders geht, must letzten Endes ein Versteck helfen, um die ersehnten Beobachtungen zu ermöglichen. Auf keinen Fall darfst du beim Ansitzen an einem Nest die Brut gefährden. Und trachte immer danach, daß du die Sonne im Rücken hast, dann siehst du den Vogel in guter Beleuchtung! Im Gegenlicht kannst du keine Gefiederfarben erkennen, und außerdem täuscht es dich über die Größe des Vogels.

Wenn du dich mit der Vogelwelt deiner Heimat vertraut machen willst, beginnst du am besten im Winter. Nur wenige Arten sind zurückgeblieben und zu beobachten. Manche kom-

men, wenn die Not sie treibt, in Dorf und Stadt, in Höfe, Gärten und Anlagen. Bäume und Büsche sind kahl und bieten den Vögeln keine Verstecke, so daß sie viel bequemer zu beobachten sind als im Frühling, Sommer und Herbst, wenn das Blätterwerk sie unseren Blicken verbirgt. Kannst du ein Futterhaus anlegen, dann lockst du damit Vögel an, und du kannst dir reizvolle Einblicke in das winterliche Vogelleben verschaffen. Nur wenige Vogelstimmen sind im Winter zu hören, und diese wenigen müssen dir auffallen, so daß du sie dir mit der Zeit genau einprägen kannst, zumal du in den meisten Fällen den Rufer auch sehen wirst. Du mußt sehr genau sehen lernen, wenn du ein Vogelkenner werden willst; ein gutes Fernglas ist ein unentbehrliches Werkzeug. Es rückt uns die Vögel näher und läßt uns Farben und Formen genau erkennen, auch wenn sich der Vogel in ziemlicher Entfernung von uns befindet oder an uns vorbeifliegt. Wurden dir dann im Laufe des Winters Kohl- und Blaumeise, Buch- und Grünfink, Amsel und Goldammer, Haubenlerche und Kleiber nach Aussehen, Benehmen und Rufen bekannt, wird es dir nicht schwer fallen, im Frühjahr die ersten Rückkehrer aus dem Süden festzustellen und die Kenntnis ihrer Gestalten und ihrer Weisen deinem im Winter erworbenen Wissen hinzuzufügen.

Groß wird deine Freude sein, wenn du zum ersten Mal eine neue Art erkannt hast, ohne daß du dazu jemand — außer dem Buch — gebraucht hast. Und dann wird mit jedem Tag fast die Sicherheit im Erkennen der gefiederten Nachbarn größer und stärkt die Lust zu weiterem Forschen. Die ersten Beobachterjahre, die einem immer neue Entdeckungen bescherten, gehören zu den schönsten im Leben eines Ornithologen.

Freilich mußt du genau Buch führen über das, was du gesehen und gehört hast. Notizbuch und Bleistift müssen dich auf jedem Beobachtungsgang begleiten. Zu Hause wird das Niedergeschriebene in ein Tagebuch eingetragen. Möglichst viel muß notiert werden. Es läßt sich nicht mehr gutmachen,

wenn sich später herausstellt, wie gut es gewesen wäre, wenn man dies oder das mit vermerkt hätte. Auf alle Fälle müssen Tag und Stunde, Ort und Wetter, nämlich Sonnenschein, Regen, ferner Windrichtung, Temperatur und Sichtverhältnisse, angegeben werden, weiter alle beobachteten oder verhörten Arten, am besten in systematischer Reihenfolge, wie sie aus neueren Fachbüchern zu ersehen ist. Wenn möglich, besonders bei seltenen Arten, ist die Zahl der Männchen und Weibchen anzugeben. Bemerkungen über den Standort des Nestes, die Eizahl, über besondere Flugweisen oder eigenartiges Benehmen und über die aufgenommene Nahrung dürfen nicht fehlen. Besonders wichtig ist die Beschreibung der Lautäußerungen, die mit Noten, Silben oder Worten gekennzeichnet werden können. Beim Feststellen einer neuen Art empfiehlt sich auch, an Ort und Stelle eine Skizze von der Gefiederfärbung anzufertigen, vielleicht auch von der Form der Flügel und des Schnabels. Man wird durch solche Aufzeichnungen und Skizzen zu gespanntem Zuhören und zu scharfem Hinschauen gezwungen. Verschiebe solche Dinge auf keinen Fall bis zur Ankunft in der Wohnung! Bis dahin sind, das weiß ich aus eigener Erfahrung, wichtige Einzelheiten dem Gedächtnis wieder entschwunden.

Zu Hause mußt du nun deine Beobachtungen mit dem vergleichen, was in Fachbüchern oder Fachzeitschriften über die betreffenden Arten festgehalten ist. So findest du, ob deine Beobachtungen mit dem bereits Bekannten übereinstimmen oder Neues darstellen.

Sorgfältig geführte und sauber geschriebene Tagebücher sind für jeden eine Quelle stiller Freuden. Sie rufen nicht nur Erinnerungen an köstliche Stunden wach, sie können außerdem für die Wissenschaft von großem Wert sein. Sie können Beiträge zur Verbreitung und Lebensweise der Vögel eines bestimmten Gebietes liefern und dem Vogelkundigen, der einen größeren Raum bearbeitet, als willkommene Unterlage dienen.

Deutschland hatte hervorragende Vogelforscher. Genannt

seien Christian Ludwig Brehm und sein Sohn Alfred Brehm, der als Verfasser des „Tierlebens“ Weltberühmtheit erlangte, ferner Johann Friedrich Naumann in Köthen und Dr. Oskar Heinroth in Berlin. Auch unter den lebenden deutschen Ornithologen sind Männer, deren Namen den Vogelkundigen des ganzen Erdballs bekannt sind. Die Wissenschaft der Ornithologie wird von der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik nach Kräften unterstützt. Ihre besondere Fürsorge gilt der Vogelwarte Hiddensee. Außerdem unterhält sie die Vogelschutzwarte Seebach, Kreis Mühlhausen, und ihre Außenstationen Neschwitz, Kreis Bautzen, Steckby, Kreis Zerbst, und Serrahn, Kreis Neustrelitz.

Neben Schweizern, Engländern, Belgiern, Holländern, Dänen, Schweden, Norwegern und Finnen, die eifrig Vogelforschung betreiben, sind die sowjetischen Ornithologen auf diesem Wissensgebiet in hervorragender Weise tätig. Bis zur Oktober-Revolution gab es in Rußland noch viele Gebiete, deren Tierwelt nicht oder nur ganz unzureichend erforscht worden war. Inzwischen haben zahlreiche Expeditionen sowjetischer Zoologen diese Lücken beseitigt. Sie haben ihre Forschungsergebnisse auch in deutschen Fachzeitschriften bekanntgegeben, besonders im Journal für Ornithologie, unter ihnen P. P. Suschkin, N. A. Gladkow, B. Stegmann, S. Snigirewski. Gegenwärtig untersuchen die sowjetischen Ornithologen unter anderem die Auswirkungen auf die Vogelwelt, die durch die feldschützenden Waldstreifen und durch riesige Staubecken hervorgerufen werden. Für die Sowjetunion sind insgesamt annähernd siebenhundert Vogelarten nachgewiesen worden, für Deutschland entsprechend seinem viel kleineren Gebiet gegen vierhundert. In diese Zahl sind nicht nur die Vogelarten einbezogen, die in Deutschland brüten, also hier beheimatet sind, sondern auch die, die es während der Zugzeiten besuchen oder als Winterquartier benutzen oder sich als seltene Irrgäste hierher verfliegen. Die Zahl der für Deutschland bestätigten Vogelarten wird sich kaum erhöhen. Es haben sich zwar in den letzten Jahrzehnten ver-

schiedene Arten in Deutschland als Brutvögel neu eingestellt, darunter der Grüne Laubsänger und die Türkentaube. Doch werden diese Bereicherungen dadurch ausgeglichen werden, daß uns andere Arten durch notwendige Eingriffe in die Heimatsnatur verloren gehen.

Noch gibt es viel, unendlich viel hinsichtlich des Vorkommens und der Lebensweise unserer Vögel zu erforschen. Auf manche Lücken in unserem Wissen wird bei einigen Arten hingewiesen. Vielleicht kannst du schon in jungen Jahren durch gewissenhafte Arbeit einige Steine zum großen Bau der wissenschaftlichen Vogelkunde herbeitragen. Solche Arbeit vermag in hohem Grade zu beglücken.

DIE GOLDAMMER

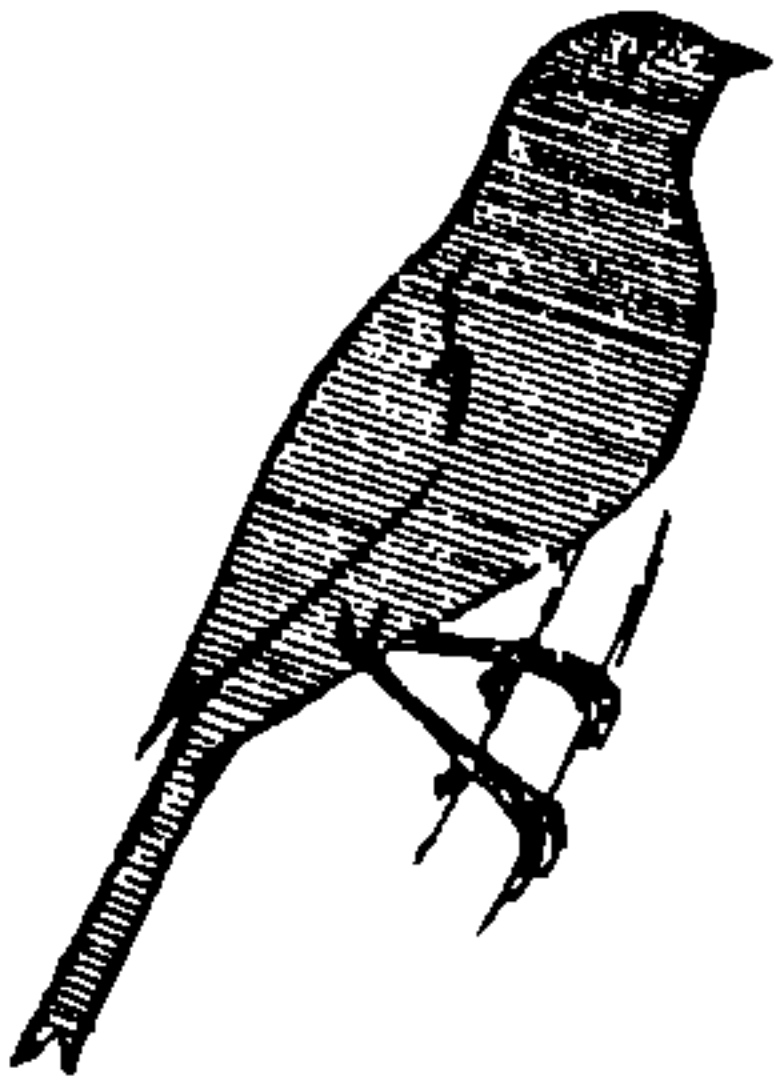
Als einer der fleißigsten Sänger unter unsern Singvögeln soll die Goldammer unsern Reigen beginnen. Sie singt von den letzten Tagen des Februar an bis tief in den August hinein ihr anspruchsloses und doch so anheimelndes Lied, dem der Volksmund die Worte „Wie, wie, wie, wie hab ich dich lieb!“ unterlegte. Dem Bauer, der zeitig das Bett verlassen will, ruft sie zu: „Sis is sisis noch zu früh!“ Die einfache Strophe beglückt uns bei Wintersausgang, wenn sich noch wenige Vögel hören lassen, und sie erfreut uns nicht minder im August, wenn fast alle anderen Vögel schweigen, und sie belebt die eintönige, sonnige Landstraße ebenso wie die köstliche Einsamkeit einer weltfernen Waldwiese.

Die Strophe beginnt mit sechs bis zehn gleichhohen, gestoßenen Tönen und endet mit einem kurzen Hochtönen und einem tieferen Schlußton. Sie klingt wie „Titititititi-e“. Es ist bekannt, daß in verschiedenen Gegenden die Goldammern auch verschieden singen; Dialekte sind entstanden. In Skandinavien folgt auf die Reihe der gleichhohen Töne immer nur der Tiefton. In weiten Gegenden Deutschlands schließt das Lied mit dem Hochtönen; in anderen folgen sich zuletzt beide. Doch gibt es wohl keine scharfen Grenzen. Das eine Männchen läßt die Töne rasch aufeinander folgen, das andere trägt sie schleppend vor, als fielen ihm sein Singsang schwer.

Die Goldammer ist gleichmäßig über ganz Deutschland verbreitet. Sie bewohnt Ebenen und Gebirge und ist wohl jedermann bekannt. Wer freut sich nicht des Anblicks, wenn auf einem winterkahlen Straßenbaume ein besonders schön gefärbtes Männchen mit gelbem Kopf, gelber Unterseite und braunrotem Brustband sitzt, oder wenn ein Trupp dieser winterharten Gesellen auf beschneiter Landstraße emsig bemüht ist, aus Pferdesemmeln Haferkörner herauszuklauben!

Scheuchen wir sie durch unser Näherkommen auf, enteilen sie in bogigem Fluge, dabei „Zickzür“ oder „Zilipp“ rufend, und unserem Auge fallen der braunrote Bürzel und weiße Stellen an den äußeren Schwanzfedern auf. Im allgemeinen trifft es zu, daß das Gefieder des Männchens mehr Gelb aufweist als das des Weibchens. Doch ist das mehr oder minder stark vertretene Gelb nach den Untersuchungen Professor Dr. Drost's, des Leiters der Vogelwarte Helgoland, kein untrügliches Unterscheidungsmerkmal der Geschlechter. Zuverlässiger ist ein anderes Kennzeichen: Männchen sind an Brust und Seiten braunrot gezeichnet, Weibchen in der Regel nicht.

In den kalten Monaten stellen sich uns die Goldammern in kleinen Trupps oder auch in größeren Scharen vor. Auf abgeernteten Feldern betreiben sie, oft in Gesellschaft von Buchfinken, Grünlingen und Feldsperlingen, eifrig die Suche nach den Unkrautsamen und verlorenen Getreidekörnern. Deckt Schnee die Fluren, besuchen sie die Dörfer und finden in den Höfen und auf Dunghaufen ausreichend Nahrung. Als um die Jahrhundertwende noch viel Getreide mit den hölzernen Flegeln auf den Tennen der Scheunen gedroschen wurde — wie lustig klang das Geklapper der Flegel im Dreiviertel-, Vierviertel- oder Sechsvierteltakt —, da fanden sich am offenen Scheunentor neben Sperlingen immer auch Goldammern ein und lasen herausspritzende Körner auf. Das reizende Kinderliedchen: „Bäuerlein, Bäuerlein, tick, tick, tack“ bezieht sich auf den Bettler im graubraungelben Gewand. Mit den winterlichen Besuchen der Bauerngehöfte mag es wohl zusammenhängen, daß heute noch mancherorts Goldammern während der Dämmerung durch Löcher in Tor und Mauer in Scheunen einschlüpfen und dort übernachten. Die im Freien nächtigenden suchen dichte Nadelholzbestände als Schlafplätze auf. Im Winter stromern die Goldammern im Lande umher; sie müssen es tun, um leben zu können. Es sind Stand- und Strichvögel. Aber durch den Beringungsversuch haben wir erfahren, daß manche Goldammern gleichwohl



Körperhaltung
der Goldammer

weite Reisen unternehmen. Eine Goldammer, die in Grünberg (jetzt Polen) ihren Ring erhielt, wurde nach zwei Monaten bei Vicenza in Italien wiedergefunden; eine bei Breslau (Wroclaw) markierte in Spanien. Eine andere, die am 2. Oktober 1948 in Belgien beringt worden war, wurde am 17. Dezember 1949 in Portugal festgestellt, sechzehnhundertsechzig Kilometer vom Beringungsort entfernt. Daß die Goldammern, die den Winter bei uns verbringen, zum Teil zugewanderte aus dem kälteren Norden und Nordosten sind, geht daraus hervor, daß eine am 29. Januar 1939 in der Tschechoslowakei beringte am 22. Mai desselben Jahres, also zur Brutzeit, in Finnland wieder in Menschenhände geriet.

Wenn die Luftwärme Ende Februar den Nullpunkt überschreitet, lösen sich die winterlichen Scharen auf. Die Pärchen sondern sich ab und verteilen sich im Gelände. Die Männchen beginnen zu singen, und jedes besetzt ein bestimmtes Gebiet, ein „Brutrevier“, in dem es kein anderes Männchen der eigenen Art duldet. Stellen sich im März wieder Kälte und Schnee ein, nehmen sie das Leben im Schwarm wieder auf, bis wärmere Tage kommen. Dann aber beginnt die endgültige Festlegung der Reviere. Jedes Männchen singt nur in seinem Revier und kündigt dadurch jedem anderen Goldammermann, daß das Gebiet vergeben ist, daß hier ein anderer nichts zu suchen hat. Weicht er nicht, kommt es zu erbitterten Kämpfen, die mit Schnabel und Krallen ausgefochten werden. Sie würden manchmal mit dem Tode des Unterlegenen enden, wenn er nicht rechtzeitig das Weite suchte. Es kommt natürlich auch vor, daß der Revierbesitzer den Kürzeren zieht und als Besiegter mit seinem Revier mitunter auch sein Weibchen verliert, das sich dem Sieger anschließt. Und so fügte es sich, wie Dr. Diesselhorst in einer aufschlußreichen Arbeit auf Grund von Beringungen zahlreicher Gold-

ammern und genauer Beobachtungen berichten konnte, daß ein Weibchen in eineinhalb Monaten drei Männchen besaß.

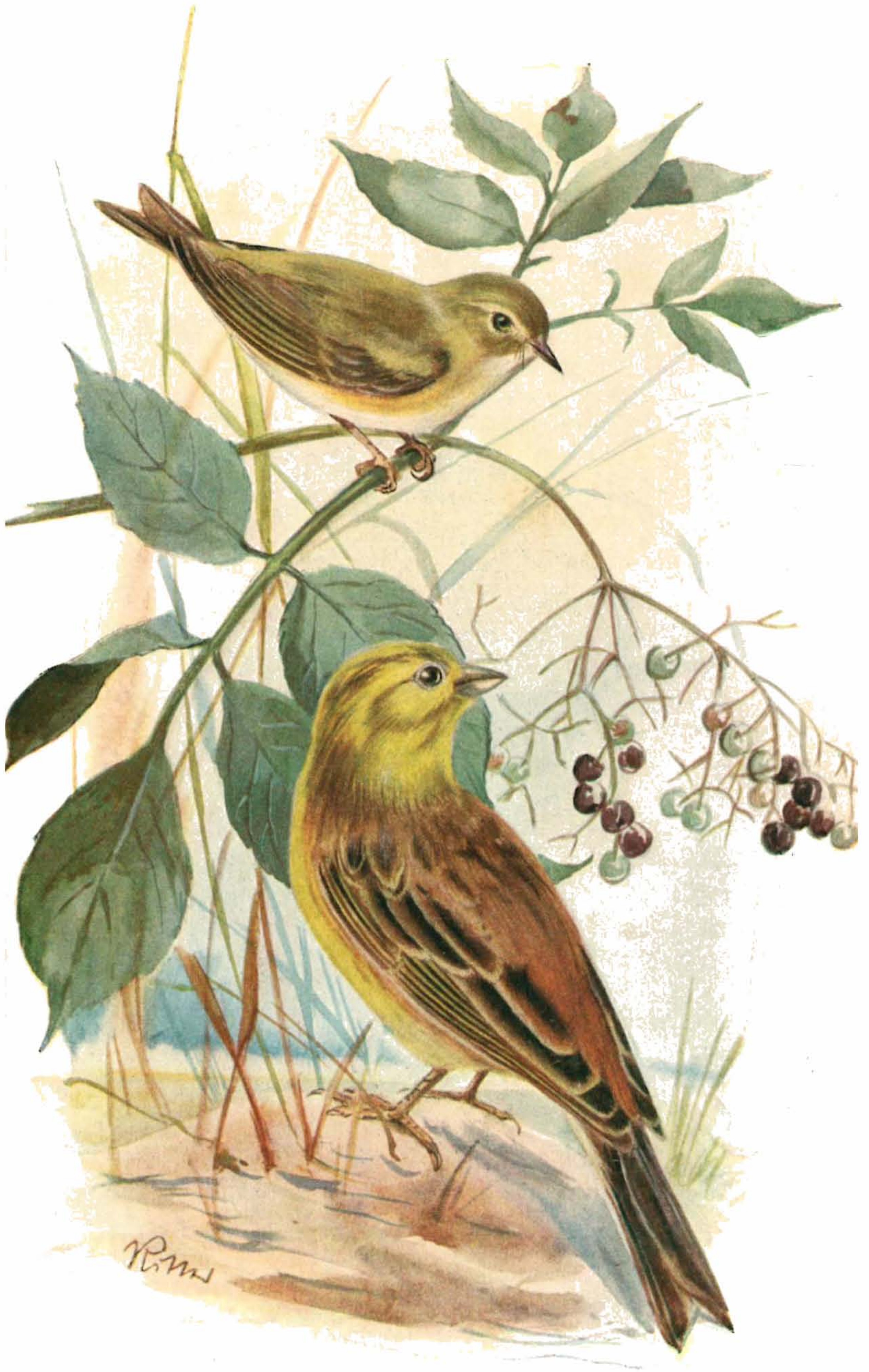
Die Größe der Reviere richtet sich nach der Zahl der Paare. Sind viele im Gelände vorhanden, müssen sie sich mit kleineren Räumen bescheiden, mit zweitausendfünfhundert bis dreitausend Quadratmetern. Doch kann ein Revier auch zwei Hektar = zwanzigtausend Quadratmeter umfassen.

Die Goldammer liebt parkartiges Gelände, waldumkränzte Wiesen und Felder. Sie siedelt am Waldrand und auch inmitten des Waldes auf Blößen und in Fichtenschonungen, ferner in Friedhöfen und an Landstraßen mit Bäumen und Buschwerk. Das Nest wird nur vom Weibchen erbaut und kann am Boden im Schutze eines Grasbüschels angelegt werden. Meist wirst du es über dem Boden im Brombeergerank finden, in einer Jungfichte, in einer Hecke oder im Weinspalier an der Mauer. Es ist ein festgefügtter Bau, der außen aus gröberen, innen aus feineren Halmen besteht. Die Nestmulde ist in der Regel sorgsam mit Pferdehaaren ausgelegt. Pferdehaare sind freilich ein sehr gefährlicher Niststoff. Schon mancher Jungvogel hat sich mit seinen Krallen in ihnen so verfitzt, daß er sich nicht befreien konnte und verhungern mußte. Ein Forscher hat einmal ein Goldammernest in mühevoller Arbeit in seine Bestandteile zerlegt. Es enthielt — man höre und staune — sechshundertsiebzig Pferdehaare über zwanzig Zentimeter Länge, siebzehnhundertachtzehn Pferdehaare von geringerer Länge, hundertfünfundneunzig Queckenwurzeln, ein Gardinenstückchen, drei Kleefruchtstände, vier Blätter des kleinen Habichtskrautes und acht Gramm Wolle.

Die drei bis fünf Eier werden erst im April gelegt, Tag für Tag ein Stück. Sie sehen grauweiß aus und sind mit zahlreichen bräunlichen Punkten und Pünktchen und wunderlichen Kritzeln und Schnörkeln bedeckt, die wie fremdartige Schriftzeichen anmuten. Diese wurmförmigen Kritzel sind auch den Eiern anderer Ammerarten eigen. Erbauer des Nestes ist, wie gesagt, das Weibchen; es muß auch die Haupt-

arbeit beim Erbrüten der Eier leisten. Das Männchen soll es, meint man, nur selten ablösen. Doch sind noch genauere Beobachtungen notwendig. Der brütende Vogel wendet öfter die Eier, indem er sich auf ihnen zurechtkuschelt. Ab und zu verläßt das Weibchen sein Gelege, um sich mit Nahrung zu versorgen; denn das Männchen trägt ihm kein Futter zu. Es hält sich in der Nähe des Nestes auf einem bevorzugten Singplatz auf und gibt von da aus unermüdlich sein Liedchen zum besten. Wenn aber nach vierzehntägiger Bebrütung aus den Eiern die Jungen geschlüpft sind, dann hilft es getreulich beim Füttern. In den ersten Tagen erhalten die Jungen aufgeweichtes Futter aus dem Kropfe der Eltern; später werden sie mit Kerbtieren gefüttert, hauptsächlich mit Raupen, Kleinschmetterlingen, Grashüpfern und Käfern. Ehe sich die fütternden Eltern an das Nest begeben, fliegen sie auf einen erhöhten Punkt, einen Baum, eine Zaunlatte, einen Leitungsmast, um von ihm aus Umschau zu halten. Fühlen sie sich beobachtet, halten sie lange aus, bis sie sich zum Fluge in die Nähe des Nestes entschließen. Sie zucken wie üblich mit dem Schwanz und warnen erregt, das Futter dabei im Schnabel behaltend. Wie viele Singvogeleltern fressen auch die alten Goldammern anfangs den Kot der Jungen; nach einigen Tagen tragen sie ihn fort und halten so das Nest sauber. Der weiße Kot ist mit einem zähen Häutchen umgeben, so daß er mit dem Schnabel erfaßt und entfernt werden kann. Nach zwölf bis vierzehn Tagen verlassen die Jungen das Nest, das ihnen zu eng wurde. Sie sind aber noch nicht flügge und werden von den Alten noch betreut und gefüttert. Der Gesang ist nach den Erfahrungen, die Dr. Heinroth an jung aufgezogenen Goldammern gewinnen konnte, nicht angeboren; er muß erlernt werden. Alte müssen als Lehrmeister vorhanden sein. Eine Goldammer, die mit einem Hänfling aufwuchs, sang und rief wie dieser.

Zilpzalp
Goldammer





1894

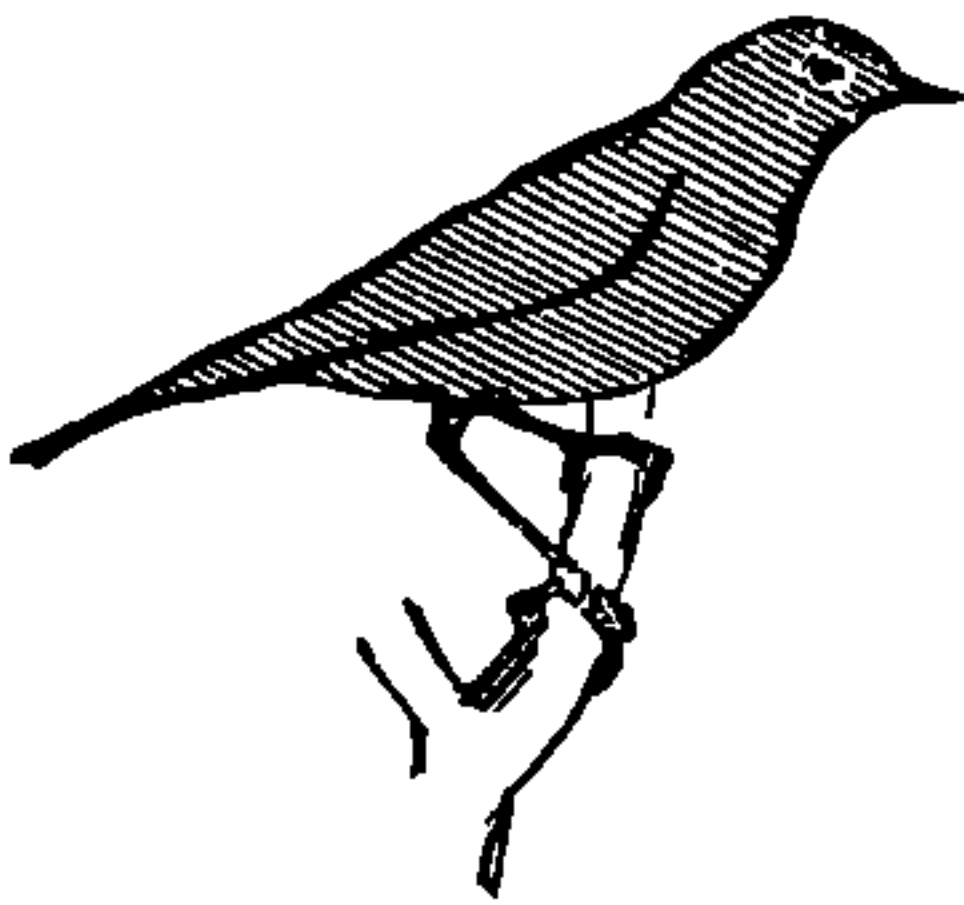
Wie bereits erwähnt wurde, nährt sich die Goldammer von Sämereien und Insekten, im Winter wohl ausschließlich von Pflanzenkost, im Sommer vorwiegend von Kerbtieren. Ihr dicker Schnabel beweist, daß sie ein Körnerfresser ist. Mit ihm enthülst sie die Getreidekörner. Als Vertilger von Raupen, Blattwespenlarven, Rüsselkäfern und anderen Schädlingen kann sie sich verdienstlich erweisen. Sie verschmäht auch die haarigen Raupen der Nonne nicht.

Sie ist nicht scheu und läßt den Menschen meist nahe herankommen. Oft bleibt sie auf dem Straßenbaum sitzen, unter dem man hinweggeht. Sie ist wenig auf Deckung gegen Sicht bedacht. Frei sitzt sie auf der Spitze eines Baumes oder auf einem Leitungsdraht, und es ist deshalb kein Wunder, daß sie zu den Vögeln gehört, die am häufigsten dem Sperber und anderen fluggewandten Greifvögeln (Tagraubvögeln) zum Opfer fallen. Dr. Otto Uttendörfer zählte unter zehntausend gerupften Vögeln sechshundertdreiunddreißig Goldammern. Die Art kann aber diesen Aderlaß vertragen, denn da die Goldammer jährlich zwei Brutn aufzieht, manchmal vielleicht drei, wird für ausreichenden Ersatz gesorgt.

Wintergoldhähnchen (links Männchen, rechts Weibchen)
Baumpieper

DER ZILPZALP

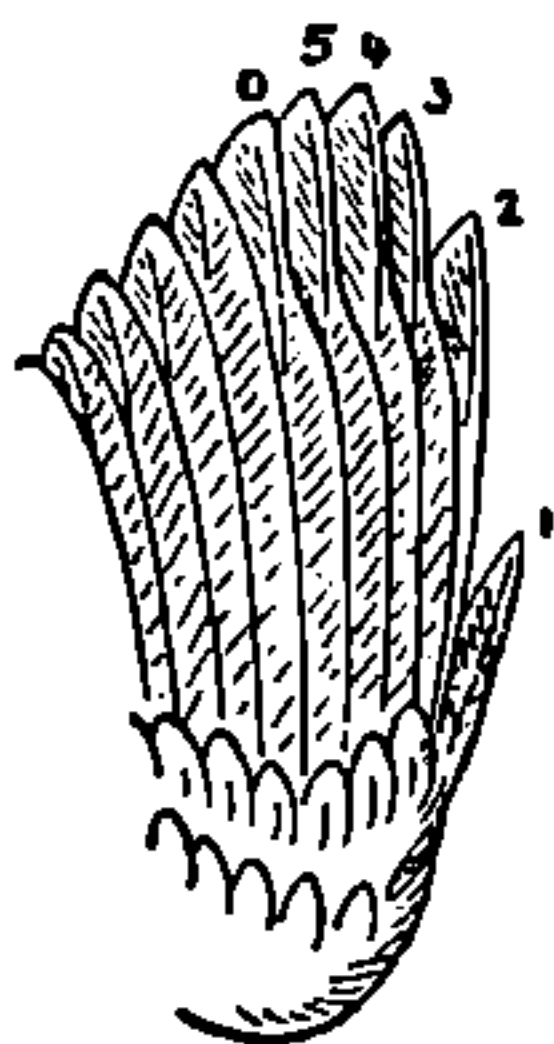
Der Zilpzalp gehört zu den Vögeln, die den Namen nach ihrem Gesang erhalten haben. Im letzten Märzdrittel schon stellt er sich, aus dem Süden zurückgekehrt, wieder bei uns ein und singt unermüdlich sein eintöniges Lied, das aus einer vielfachen Wiederholung der zwei Silben Zilp-Zalp besteht; dabei schlüpft er von Zweig zu Zweig und sucht nach kleinen Kerbtieren. In der Wiener Gegend behauptet der Volksmund, der Vogel sänge: „Zins zahl, Zins zahl!“ Anderwärts deutet man die Töne als „Dilmdelm“. Dieses Liedchen hat dem Zilpzalp auch seinen wissenschaftlichen Namen einge-



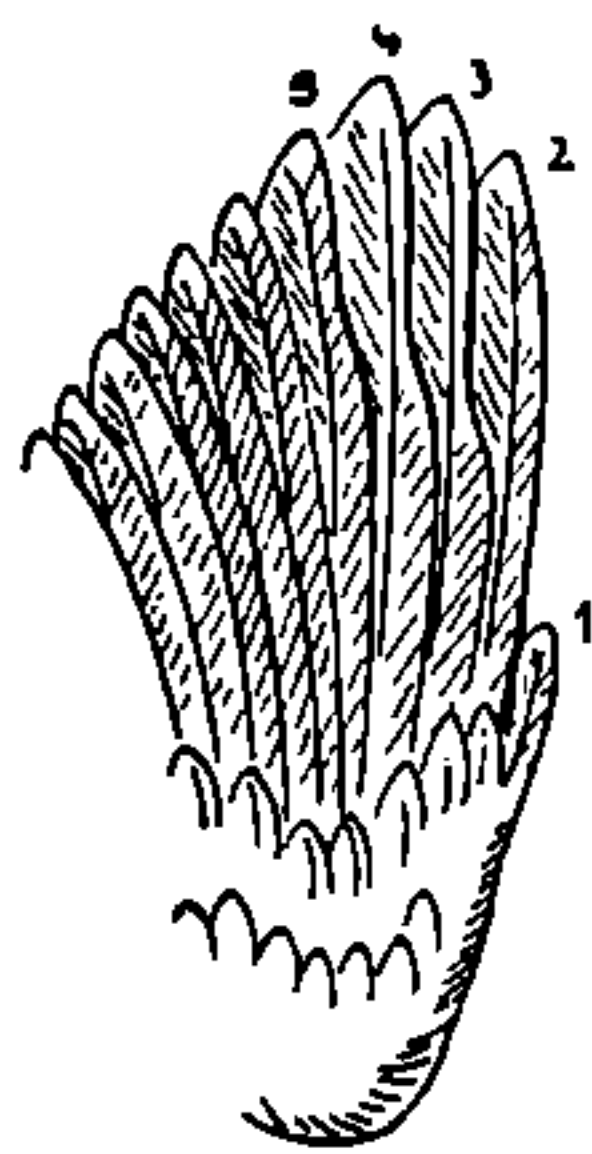
Schräge Körperhaltung
des Zilpzalps

tragen: *Phylloscopus collybita*. Alle Laubsänger, zu denen unser Zilpzalp gehört, tragen den Gattungsnamen *Phylloscopus*; das heißt so viel wie „Blattspäher“. Der hinzugefügte Artname *collybita* aber bezeichnet dann den anspruchslosen, fleißigen Sänger als „Geldwechsler“. Seine gestotterte Strophe erinnert auch tatsächlich an den Klingklang, der beim Zählen von Hartgeld zu hören ist. In vielen Werken wird

der Vogel auch Weidenlaubsänger genannt. Eine einleuchtende Erklärung dieses Namens gab Fritz Prenn. Er hat lange Jahre hindurch bei Kufstein beobachtet, daß sich die Vögel nach ihrer Ankunft im März hauptsächlich an den sonnigen Südseiten niedrig gelegener Hänge aufhalten und gern in den blühenden Weiden herumtreiben, weil diese stark von Insekten besucht werden. Der Zilpzalp ist wie die Goldammer über ganz Deutschland verbreitet. Wo er Wald findet, da siedelt er, und es ist ihm gleichgültig, ob der Wald im Flachland oder im Hochgebirge hart an der Waldgrenze



Zilpzalp



Fitis

steht. Nadel-, Laub- und Mischwald sind ihm gleich willkommen. Auch auf buschreichen Friedhöfen, in Parkanlagen und größeren Gärten brütet er; er ist ein Allerweltsvogel. Wie alle Laubsänger trägt er ein unscheinbares Gewand. Die Oberseite sieht graugrün aus, die Unterseite graugrünweißlich. Über dem Auge befindet sich ein schwach gelblicher Streifen, der Überaugenstreif, den auch viele andere Vögel besitzen. Das Gefieder gleicht dem seines Gattungsverwandten, des Fitislaubsängers, der auch kurz Fitis genannt wird, so auffallend, daß man sie im Freien nur am Gesang unterscheiden kann. Selbst wenn man sie beide in der Hand hält, kann man nicht immer auf den ersten Blick sagen, welche Art man vor sich hat. Die Füße des Zilpzalps sind zwar in der Regel schwarzbraun gefärbt, die des Fitis hellbraun, aber erst eine genauere Untersuchung der Flügel kann sicher über die Artzugehörigkeit entscheiden. Der Seltsamkeit wegen sei das Hauptunterscheidungsmerkmal angeführt: Beim Zilpzalp sind die Außenfahnen der dritten bis zur sechsten Schwinge verengt, beim Fitis nur die der dritten bis fünften. Im Sommer 1932 brachte man mir in Tellerhäuser im Erzgebirge eines Tages einen Laubsänger, der sich ins Schlafzimmer verflogen hatte. Ich beringte ihn, aber ich mußte mich nach meiner Rückkehr aus dem Urlaub erst noch einmal an Hand eines Bestimmungswerkes vergewissern, welche Art ich beringt hatte. Außerhalb der Sangeszeit kann man beide

Arten nicht unterscheiden, weil sie über denselben Lockruf, ein gedehntes „Huid“, verfügen. Nebenbei sei bemerkt, daß die spanischen und südfranzösischen Zilpzalpe ihren Artgesang verlernt haben; sie singen wie der Fitis eine abfallende, wohlklingende Tonreihe in Moll. In Deutschland wird mitunter ein „Mischsänger“ gehört, der kurz nacheinander die Lieder beider Arten vorträgt. Dem aufmerksamen Beobachter wird nicht entgehen, daß manche Zilpzalpe ihrem Liedchen ein paar „Trrr“ vorausschicken. Der Gesang ist dieser Art angeboren. Jungvögel singen schon im ersten Herbst ihres Lebens. Man erkennt sie aber an ihrem Lockruf, der nicht wie bei den Alten „Huid“ oder „Wiit“ klingt, sondern wie ein gedehntes „Biee“. Auch die alten Männchen beginnen, nachdem sie die anstrengende Mauserzeit überstanden haben und sich wieder kräftig fühlen, im Herbst mit ihrem Gesang, den sie bis zu ihrem Abzug im Oktober oder Anfang November hören lassen. Es liegen auch Berichte darüber vor, daß sie in ihren Winterquartieren, die zumeist im Mittelmeergebiet liegen, vom Januar ab singen. Ringfunde — vorerst sind es leider nur wenige — gaben genaue Kunde, wo sich Zilpzalpe im Winter aufhalten. Einer, der am 8. Mai 1949 in Jena mit einem Ring der Vogelwarte Helgoland versehen worden war, wurde am 21. Januar 1950 in Algerien geschossen. Zwei Schweizer Zilpzalpe, im Jahre 1948 markiert, befanden sich im Januar bzw. Anfang März 1949 auf der Insel Mallorca. Der deutsche hatte sich 1930 Kilometer von seinem Brutort entfernt, die beiden Schweizer 980 bzw. 960 Kilometer. Ortstreue, das heißt Rückkehr ins alte Brutgebiet, wurde schon mehrfach durch Wiederfunde beringter Artvertreter erhärtet. In den Nachkriegsjahren gelangten Nachrichten aus Belgien zu uns, die bezeugten, daß dort Zilpzalpe im Winter verblieben waren.

Der Zilpzalp ist einer der kleinsten Vertreter unserer Vogelwelt. Er wiegt, wie der Zaunkönig, nur 7,5 bis 9,5 Gramm, und sein weißes, mit dunkelroten Pünktchen bedecktes Ei ist nur einviertel Gramm schwer. Im Hinblick auf die Klein-

heit des Vogels ist es aber groß und schwer, denn sein Gewicht beträgt ein Achtel des Körpergewichts des Weibchens. Vergleichsweise sei erwähnt, daß ein Haushuhn ungefähr 1500 Gramm schwer ist und Eier von etwa 60 Gramm Gewicht legt, so daß ein Ei fünfundzwanzigmal leichter ist als die Henne.



Nest des Zilpzalps

Über das Brutleben der Zilpzalpe haben mehrere Forscher, vor allem Fritz Prenn, Otto Steinfatt und Hubertus von Treuenfels, in den Vorkriegsjahren durch vielstündige Beobachtungen einigermaßen Klarheit geschaffen. Wie die Männchen vieler Vogelarten stellen sich auch die Zilpzalmännchen im Frühling einige Tage vor den Weibchen ein und singen von früh bis spät. Sie locken dadurch vorüberfliegende

Weibchen an, und so finden sich die Paare. Zwei bis drei Wochen nach seiner Ankunft sucht sich das Weibchen einen passenden Nistplatz und baut in mehrtägiger Arbeit — die Bauzeit ist verschieden je nach der Witterung — ein Nest, das einem Backofen gleicht, also überdacht ist und einen weiten, seitlichen Eingang besitzt. Es baut besonders in den Morgenstunden und bei regnerischem Wetter, wenn die Blätter und Hälmchen naß und biegsam sind und sich bequem verarbeiten lassen. Außen sieht das Nest recht liederlich aus, fast wie ein Heuklumpen, innen aber ist es weich und sauberlich mit Federn und Haaren ausgepolstert. Zum Bau des Nestbodens werden viele Blätter verwendet, die eine fast wasserundurchlässige Schicht bilden, und auch in das Dach werden Blätter eingefügt, so daß es ziemlich regendicht wird. Das Männchen beteiligt sich an dieser Arbeit in keiner Weise. Es hält sich in den Kronen der in der Nähe des Nestes stehenden Bäume auf und verständigt sich mit seinem Weibchen durch Rufe. Das Nest ist immer sehr versteckt gelegen, auf dem Boden in hohem, vorjährigem Gras, zwischen Gestrüch und Gestrüpp, meist aber über dem Boden in einer kleinen Fichte, einem Lebensbaum, im Beerengestrüch, im Heidekraut. Ausnahmsweise werden auch Nester ein bis zwei Meter über dem Erdboden errichtet. Zilpzalpnester werden leicht übersehen und wohl nur zufällig entdeckt. So hatte ich mich einmal, ohne es zu wissen, unmittelbar am Nest eines Zilpzalps niedergelassen. Als der kleine Nestinhaber sich längere Zeit unruhig und ängstlich „Huid“ rufend in der Nähe herumtrieb, wußte ich, warum er das tat. Ich setzte mich einige Schritte weiter weg, und bald schlüpfte der Vogel in das Nest, in dem sich, wie ich später feststellte, sechs Eier befanden, die übliche Zahl bei Zilpzalps.

Nach der Herstellung des Nestes gönnt sich das Weibchen einige Tage Ruhe, ehe es mit der Eiablage beginnt. Es wird täglich ein Ei in den frühen Morgenstunden gelegt, in sechs Tagen sechs Eier, die fast so viel wiegen wie das Weibchen selbst, eine erstaunliche Leistung! Die Bebrütung beginnt

erst nach der Ablage des letzten Eies. Das Männchen überläßt auch diese Arbeit völlig dem Weibchen. Es hält sich aber in Nestnähe auf, singt und warnt das Weibchen, wenn sich ihm gefährlich erscheinende Tiere dem Nest nähern, vertreibt sie keck, wenn es sich um kleinere wie Mäuse und Spitzmäuse handelt, und hält das Revier frei von Artgenossen. Die Brutzeit währt vierzehn bis fünfzehn Tage. Das Weibchen muß das Gelege öfter verlassen, um sich mit Nahrung zu versorgen. Im übrigen sitzt es sehr fest auf den Eiern und entschließt sich zum Abflug erst dann, wenn jemand — natürlich unwissentlich — beinahe auf das Nest tritt. Die meisten Männchen helfen dem Weibchen auch nicht beim Füttern der Jungen. Sie scheinen sich nur höchst ungern dem Boden zu nähern und demzufolge auch nur ausnahmsweise dem Nest, wenn es sich am Boden befindet. Sie sind bodenscheu. Prenn war Zeuge, wie sich ein Männchen am Füttern seiner Jungen beteiligte. In diesem Falle stand das Nest etwa vierzig Zentimeter über dem Boden. Prenn vermutete, daß der hohe Standort des Nestes das Männchen zum Füttern ermutigte. Demgegenüber beobachtete von Treuenfels ein Männchen, das die Jungen atzte, die nach dem Ausfliegen im Heidekraut, also am Boden saßen, und ein anderes Männchen trug nach demselben Gewährsmann seinen Jungen Heuschreckenlarven zu, die es vom Boden aufnehmen mußte. Es gibt also keine allgemein geltende Regel für das Verhalten der Männchen. Vielleicht spielen „persönliche“ Veranlagungen dabei eine Rolle.

Die Aufzucht der Jungen stellt an das Weibchen große Anforderungen. Steinfatt und seine Mitarbeiter gewannen durch ganztägige Beobachtungen an einem Nest folgende Ergebnisse: Das Weibchen fütterte seine drei bis vier Tage alten Jungen an einem Tage neunundneunzigmal und trug nach etwa je sechs Fütterungen einen Kotballen fort. Im Alter von acht bis neun Tagen mußte es, da inzwischen der Nahrungsbedarf größer geworden war, zweihundertachtundzwanzigmal füttern. Als echte Weichfresser erhielten die

Jungvögel nur weichhäutige Kerbtiere und deren Larven, nämlich Fliegen, Spinnen, Kleinschmetterlinge, Räumchen. Insekten mit harten Flügeldecken, wie Käfer, wurden nicht gereicht. Dagegen verschmähen die Altvögel die Käfer nicht, wie Magenuntersuchungen bewiesen.

Die Jungen bleiben dreizehn Tage im Nest. Nach dem Ausfliegen hocken sie gut gedeckt in einem dichten Busch, bewegen sich wenig und machen das Weibchen durch Dit-dit-Rufe auf sich aufmerksam. In den folgenden Tagen zerstreuen sie sich immer weiter, und nach einer Woche löst sich die „Mutterfamilie“ auf. Jedes Tierchen streicht nun allein umher, denn Zilpzalpe sind nicht gesellig. Niemals sieht man einen größeren Trupp, wie es bei den Goldammern gang und gäbe ist.

Früher nahm man allgemein an, daß der Zilpzalp nur eine Brut zeitigt. Inzwischen haben uns verschiedene Beobachter eines Besseren belehrt. 1937 glückte Walter Kierski im Leipziger Südfriedhof der Nachweis einer Zweitbrut. Das Weibchen war auf dem einen Auge erblindet und deshalb als Teilhaber an zwei Brutten leicht zu erkennen. Steinfatt ist auf Grund seiner Erfahrungen der Meinung, daß zwei Brutten die Regel sind. Von Treuenfels glaubt, daß sie als Ausnahmen zu gelten haben. Es muß also weiterbeobachtet werden. Leider gehen erfahrungsgemäß viele Brutten verloren. Von Treuenfels berichtet, daß von fünfzehn ihm bekannten Nestern im Jahre 1934 sieben zerstört wurden.

Diese Verluste werden zum Teil durch die Jungen selbst herbeigeführt. Sie halten sich vor dem Flüggewerden viel am Nesteingang auf, wo sie das fütternde Weibchen erwarten, und piepsen lebhaft, so daß sie Füchse, Wiesel, Krähen, Eichelhäher und andere Feinde auf sich aufmerksam machen.

Der Zilpzalp kann uns nicht durch Farbenpracht seines Gefieders entzücken. Als Sänger steht er untenan, und doch muß man ihn wegen seines munteren, unverzagten Wesens lieb gewinnen. Mit nur wenigen Zugvogelarten harrt er vom März bis in den November bei uns aus, trotz er den Un-

bilden der Witterung, singt er monatelang sein Liedchen, vertilgt er eine Menge Ungeziefer. Vor allem hat er es auch auf Blattläuse abgesehen. Als echter Laubsänger turnt er von früh bis spät im Gelaub und Gezweig der Büsche und Bäume umher, stellt sich nicht so offen zur Schau wie die Goldammer, sondern entzieht sich weitgehend dem Blick des gefürchtetsten Feindes der Kleinvögel, des Sperbers, und so ist es erklärlich, daß Uttendörfer unter zehntausend erbeuteten Vögeln nur dreizehn Zilpzalpe zählen konnte. Dem neuesten Werke Uttendörfers entnehme ich, daß sich unter 151 371 Vögeln, die Tagraubvögeln und Eulen zum Opfer fielen, zwar 7465 Goldammern, aber nur 322 Zilpzalpe befanden.

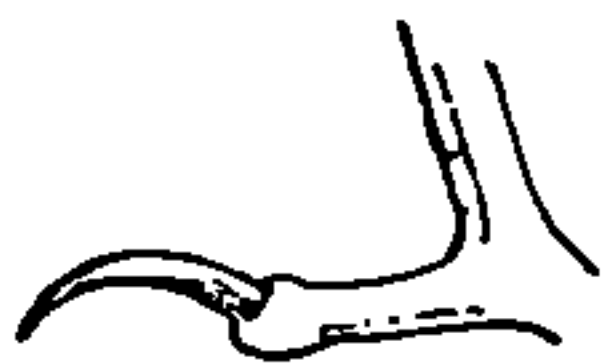
DER BAUMPIEPER

Wenn ich Ende April unterwegs bin, weiß ich im voraus, daß ich auf einer Lichtung im Walde, im Laub-, Nadel- oder Mischwald oder auch bereits am Waldrande einem Baum-
pieper begegnen werde und daß er mich mit seinem Balzflug und seinem Gesang für einige Zeit aufs köstlichste unterhalten wird. Da sitzt er auf einem der höchsten Zweige einer alten Kiefer. In seinem hellen, lerchenfarbigen Kleide hebt er sich deutlich vom Grün der Kiefernadeln ab. Plötzlich steigt er stumm ein großes Stück schräg in die Luft, läßt sich dann mit ausgebreiteten Flügeln und gefächertem Schwanz im Gleitflug herab und trägt dabei sein Lied vor. Die ersten Töne erinnern an Buchfinkenschlag oder an Kanariengeschmetter. Dann folgen auf einen Roller, der an den Gesang des Zaunkönigs erinnert, lang ausgekostete Töne, die wie „Zia-zia-zia“ klingen und in mir immer den Eindruck einer flehentlich vorgetragenen Bitte erwecken. Zusammengedrängt, schematisiert, läßt sich der Gesang etwa so verdeutlichen: „Zizizi-wiswiswis-rerererer-ziaziazia“. Man wird nicht müde, dem lieblichen Sänger zuzusehen und zu lauschen. Seine Strophen sind recht abwechslungsreich, werden aber nicht immer vollständig vorgetragen. Meist ist es der Schluß, der vergessen wird. Er singt nicht nur im Fluge, sondern ebensooft im Sitzen. Dann ist sein Singplatz gewöhnlich ein durrer Ast oder ein Zacken. Zur Pfingstzeit beherrscht sein Lied das Vogelkonzert eines Nadel- oder Mischwaldes im Gebirge. Überall ist er zu Hause, wo Wälder grünen, selbst auf den höchsten Bergen unserer Mittelgebirge. Fleißig singt er bis in den Juli hinein, und doch ist auch dieser liebenswerte Vertreter unserer Vogelwelt der großen Menge völlig unbekannt.

Wie alle Pieper, also die ebenfalls in Deutschland siedelnden

Wiesen-, Brach- und Wasserpieper, ist er lerchenartig gefärbt, aber zierlicher und schlanker als eine Lerche. Ein Baumpieper wiegt durchschnittlich nur dreiundzwanzig Gramm, eine Feldlerche dagegen neununddreißig Gramm. Als ausschließliche Insektenfresser besitzen die Pieper außerdem einen dünnen, spitzen Schnabel. Männchen und Weibchen des Baumpiepers sind gleich gefärbt. Die Oberseite ist olivbraun und dunkel gestrichelt, die Unterseite ist weißlich, vielfach dunkel gefleckt und gestrichelt. Die Läufe fallen durch ihre orangegelbliche Färbung auf. Von den andern Piepern unterscheidet sich der Baumpieper durch die kurze Krallen der Hinterzehe.

Warum man die Pieper mit ihrem Namen bedacht hat, ist nicht recht verständlich, denn nicht einer von ihnen piept. Vom Baumpieper hört man als Lockton ein gedehntes „Psieh“. Nähert man sich einem Nest, in dem sich Junge befinden, oder auch Jungen, die es bereits verlassen haben, warnen die Alten mit hartem „Itt-itt“ oder „Zitt-zitt“ oder „Sibb-sibb“. Unsere anderen Pieper bewohnen freies, offenes Gelände, der Baumpieper liebt den Wald; aber dieser muß Lichtungen, Kahlschläge und Schonungen aufweisen. Im geschlossenen Hochwalde und in sumpfigen Gebieten würdest du ihn vergebens suchen. Er ist aber nicht an den Wald gebunden. Ich traf ihn schon auf Wiesen mit geringem Baumbestand. Wenn er neuerdings von Fritz Frieling bei Borna sogar auf dem Gelände eines zugeschütteten Braunkohlentagebaues festgestellt wurde, auf dem zunächst nur Gräser und kleine Birken ein kümmerliches Dasein fristen, so be-



Kralle vom
Baumpieper



Kralle vom
Wiesenieper

weist das seine Fähigkeit, sich veränderten Verhältnissen anzupassen. Er ist kein Kulturflüchter. In Ermangelung der Bäume sitzt und singt er auf Leitungsdrähten und beendet seinen Balzflug auf den Betonmasten der Baubahn. Auch in der völlig baumlosen Umgebung der Vogelwarte Helgoland ist er jetzt zu Hause und nimmt mit Drähten, Telegraphenmasten, Schornsteinen und Hausdächern als Singplätzen vorlieb.

Von Mitte April an kann man mit dem Eintreffen des Baumpiepers am Brutplatz rechnen. Zuerst stellen sich die Männchen ein, die sehr bald die Reviere abgrenzen und durch ihren Gesang vorüberziehende Weibchen anlocken und zum Bleiben veranlassen. Beim Bau des Nestes legt das Weibchen sehr großen Wert auf Deckung gegen Sicht von oben. Das kleine Heim wird unter einem überhängenden Grasbüschel, unter Heide- und Farnkraut, unter einem Busch oder auch in hohem Grase angelegt. Als Neststoffe dienen Grashalme, Blattstückchen und Moos. Die Mulde wird meist mit einigen Tierhaaren gepolstert. Der Vogel nähert sich dem Nest immer nur laufend und entfernt sich auch laufend von ihm, er ist also höchst vorsichtig. Die vier bis sechs Eier sind unglaublich verschieden gefärbt. Manche sind hell wie Sperlings- oder Bachstelzeneier, andre sehen dunkelrotbraun aus. Jedes Gelege besteht aber nur aus Eiern derselben Färbungsart. Das Brüten besorgt auch bei den Piepern nur das Weibchen. Es muß sich selbst ernähren und verläßt deshalb tagsüber öfters das Gelege, um kleinere Insekten zu erbeuten. Das Männchen begleitet es gewöhnlich auf seinen Jagdausflügen, bringt ihm aber nur höchst selten einmal einen Bissen ans Nest. Otto Steinfatt hat viele Stunden an einem Baumpiepernest angesessen und das Verhalten des brütenden Weibchens beobachtet. Er sah, daß es erreichbare Grashalme mit dem Schnabel ergriff, zu sich herüberzog und dadurch die Deckung nach oben verstärkte. Es lief von den Eiern, erhaschte schnell einen kleinen Falter und verzehrte ihn. Mehrmals während eines Tages setzte es sich auf den Eiern um,

kuschelte sich erneut auf ihnen zurecht und gab ihnen dabei eine andere Lage. Die Eier müssen von Zeit zu Zeit gewendet werden, sonst entwickeln sich die Jungen nicht. Auch Hühnereier, die im Brutofen erbrütet werden, muß man ja täglich wenden, wenn sich in ihnen die große Wandlung bis zum fertigen Küken vollziehen soll. Sonst aber sitzt das Weibchen sehr fest auf den Eiern. Kommst du dem Nest zufällig nahe, dann verläßt es die Eier erst, wenn dein Fuß das Nest beinahe berührt. Nach ungefähr zwölf Tagen sprengen die Jungen die Eischalen. Kopf und Rücken sind mit zahlreichen dunkelgrauen Dünen besetzt. Sie schützen die Jungen in frühen Morgenstunden gegen die Bodenkühle, wenn die Mutter abwesend ist, und erschweren auch den Feinden das Erkennen der sonst hilflosen Kleinen.

Sobald die Jungen im Nest liegen, erwacht auch beim Männchen der Fütterungstrieb, und nun tragen beide Eltern den Nachkömmlingen Futter zu, ausschließlich kleine Kerbtiere. Steinfatt saß in einem Versteck vier Meter entfernt vom Nest. Er konnte zwar die Tiere, die den Jungen gereicht wurden, nicht genau bestimmen, doch erkannte er immerhin kleine Heuschrecken, Raupen, Kleinschmetterlinge, Fliegen und Spinnen. Meist wurden mehrere Beutetiere im Schnabel herbeigetragen. Ein anderer Beobachter berichtet, daß die Jungen eines Nestes hauptsächlich mit Kieferspannern gefüttert wurden, „die in Unmassen die Kiefern umflogen“. Es kommt also darauf an, welche Tiere in der Umgebung des Nestes vorhanden sind. In den Mägen von alten Baumpiepern wurden Reste von Rüsselkäfern und Schildkäfern, von Spannerraupen, Wanzen, Nonnenpuppen und kleinen Gehäuseschnecken gefunden. Der Baumpieper betreibt nach alledem die Jagd vorwiegend auf dem Boden. Er ist wie alle Pieper ein hurtiger Läufer und zu dieser Jagd hervorragend befähigt. Da Pieper aber außerdem gewandte Flieger sind, fällt es ihnen nicht schwer, auch fliegende Insekten in der Luft zu schnappen.

Mit zehn bis zwölf Tagen verlassen die Jungen das Nest.

Sie sind dann wie die Lerchen in diesem Alter noch nicht flügge, halten sich am Boden auf und verstecken sich geschickt, wenn die Alten erregt warnen. Natürlich bleiben sie nicht beieinander, sondern zerstreuen sich im Gelände und verraten den Alten durch „Siep-siep“-Rufe, wo sie stecken. Nach weiteren vierzehn Tagen aber sind sie selbständig und verlassen den Ort, an dem sie zum Leben erwachten. Zwei Bruten sind auch beim Baumpieper die Regel.

Da Baumpieper auf Kerbtiere angewiesen sind, müssen sie im Herbst Gegenden aufsuchen, die diese Nahrung auch im Winter bieten. Manche beenden ihre Reise schon am Mittelmeer, die meisten jedoch setzen sie fort bis zum Südrand der Sahara, wieder andere wandern bis Südafrika. Vorderhand wurden deutsche Ringvögel noch nicht aus Afrika zurückgemeldet; sie wurden bereits auf dem Wege zum erstrebten Ziel gefangen oder vom Tode ereilt. Ein am 14. Juli 1931 im Elbsandsteingebirge beringter Nestling wurde schon am 20. September in Südfrankreich im Département Isère verletzt aufgehoben. Ein anderer, am 22. Juni 1930 im Erzgebirge beringt, befand sich im Dezember in Portugal. Ein bei Dessau markierter hatte die südliche Richtung eingeschlagen und wurde bei Vicenza gefunden. Ein belgischer Ringvogel bewies, daß auch Baumpieper als echte Zugvögel imstande sind, die Brutheimat wiederzufinden. Er war am 27. Juni 1948 bei Turnhout beringt worden und wurde am 27. Juni 1950 dort wieder angetroffen.

Baumpieper sind liebenswerte Vögel. Sie singen ausgezeichnet, erfreuen durch anmutige Bewegungen und schaden überdies der menschlichen Wirtschaft in keiner Weise, nützen ihr vielmehr durch das Verzehren von Insekten, die als Schädlinge berüchtigt sind. Natürlich richten sie sich bei der Nahrungssuche nicht nach menschlichen Maßstäben, sondern nehmen das, was ihnen vor den Schnabel kommt, auch Spinnen, die wir als nützlich zu bezeichnen pflegen. Spinnen sind übrigens bei vielen Kleinvögeln als Beutetiere sehr beliebt, weil ihr Körper weich ist.

Baumpieper lieben freie Sicht. Sie verbergen sich nicht im Kronendach des Waldes. Kein Wunder, daß Uttendörfer 2221 als Opfer gefiederter Räuber zählen konnte; 1937 mußten allein dem Sperber verbucht werden. Man kann deswegen den Sperber nicht verdammen. Er tut nur, was er tun muß, um sich zu nähren, und die Sperber haben noch keine Vogelart ausgerottet.

DAS WINTERGOLDHÄHNCHEN

Die kleinsten Mitglieder unserer Vogelwelt, die Wintergoldhähnchen, verlassen zum größten Teil im Herbst den Fichtenwald, in dessen hohen Kronen sie sich während des Frühlings und Sommers getummelt haben, und treiben sich von nun an in kleinen Trupps bis zum März des folgenden Jahres zigeunernd im Lande umher. Sie gelangen auf diesen Streifzügen auch in unsere Parkanlagen und Gärten, in Hecken und Alleen und geben uns hierbei Gelegenheit, sie kennenzulernen, denn sie sind mitunter so vertraut, daß man sie fast greifen kann. Es ist aber ein unruhiges, quecksilbrig-Völkchen, und das genaue Betrachten macht Schwierigkeiten. Erst nach und nach erkennen wir die kennzeichnenden Merkmale. Männchen und Weibchen tragen auf der Scheitelmitte verschieden gefärbte Längsstreifen. Beim Weibchen ist er einfarbig gelb, beim Männchen aber in der Mitte orangefarben. Diesem wunderhübschen, schmückenden Längsband verdankt das Vögelchen seinen deutschen und auch den wissenschaftlichen Namen. Es wurde *Regulus*, „Königlein“, genannt wegen dieses gelben Krönchens. Bei beiden Geschlechtern ist die ganze Oberseite olivgrün, die Unterseite trüb grauweißlich. Auf den Flügeln bemerkt man einen größeren braunen Fleck und verschiedene weiße Tupfen.

Vor reichlich hundert Jahren noch glaubte man, daß es nur diese eine Art in Deutschland gäbe. Erst Christian Ludwig Brehm, der Vater Alfred Brehms, erkannte, daß außer dem Wintergoldhähnchen ein zweites die Fichtenwälder bewohnt, das Sommergoldhähnchen, das seinen Namen deshalb erhielt, weil es den Winter in südlicheren Breiten verbringt. Wie un-

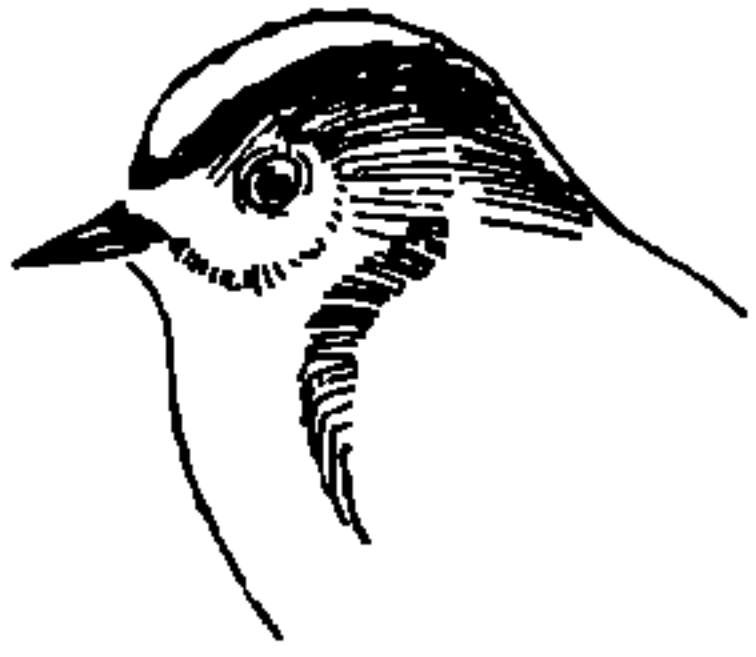
Pirol, Männchen
Kernbeißer



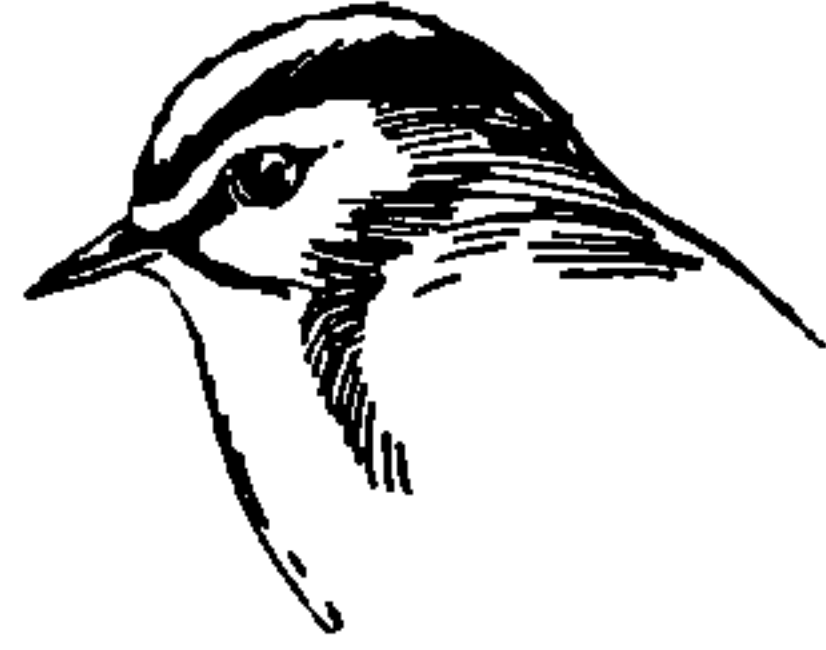
R. F. W.



R. W. M.



Wintergoldhähnchen



Sommergoldhähnchen

terscheiden sich beide Arten äußerlich? Beim Wintergoldhähnchen ist die Umgebung des Auges heller als die übrige Oberseite; sie bildet einen undeutlich begrenzten, weißlichen Ring. Beim Sommergoldhähnchen zieht sich vom Schnabel nach dem Auge ein schwarzer Strich, der Zügelstreif, und über dem Auge befindet sich ein weißer Strich. Otto Kleinschmidt nennt es deshalb in seinem Buch „Die Singvögel der Heimat“ Augestreifgoldhähnchen. Der Scheitelstreif des Männchens ist bei dieser Art lebhafter gefärbt als bei der andern. Von beiden Arten ist unstreitig das Sommergoldhähnchen das schönere.

Im folgenden soll hauptsächlich vom Wintergoldhähnchen als dem häufigeren die Rede sein. Es ist mit seinem Gewicht von fünf bis sechs Gramm nicht nur der kleinste einheimische Vogel, sondern höchstwahrscheinlich der kleinste Singvogel auf dem ganzen Erdenrund. Zwar wiegt die kleinste Art der in Amerika lebenden Kolibris etwa zwei Gramm, doch gehören diese buntfarbigen Geisterchen nicht zu den Singvögeln.

Und ausgerechnet dieses Wichtlein trotz dem Winter! Es übernachtet auch bei bitterster Kälte im Freien, während seiner winterlichen Streifereien fern vom Fichtenwald notgedrungen auch auf dem kahlen Ast eines Laubbaumes. Lenski fand einmal bei starkem Frost und hoher Schneelage schlafende Goldhähnchen in dichtem Heidekraut inmitten einer Fichtenschonung. Man bedenke, daß die Tierchen, wenn auch

Fichtenkreuzschnabel, Männchen

Erlenzeisig, Männchen

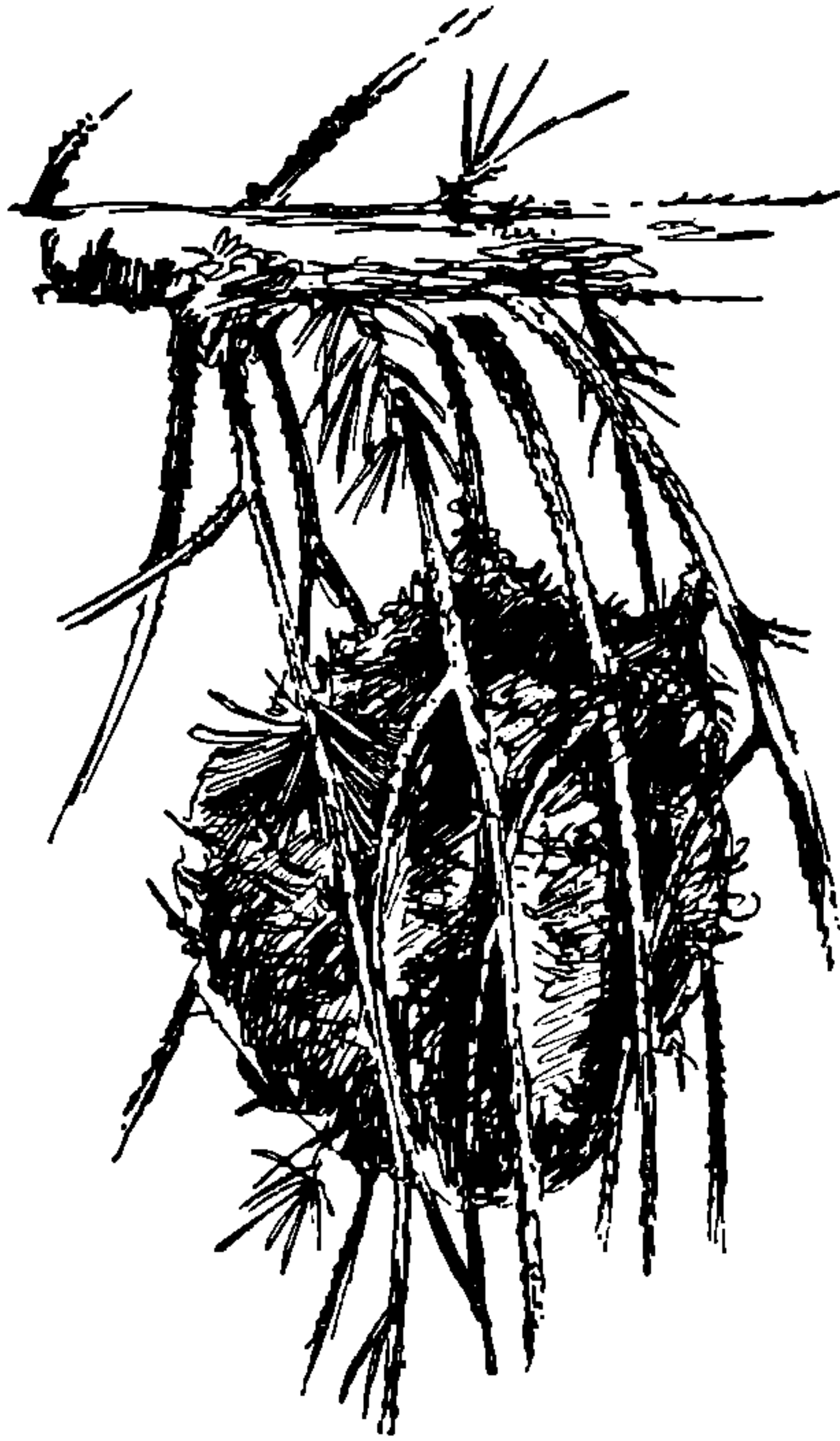
eng zusammengedrängt und dadurch etwas Wärme sparend, im Mittwinter von 16 Uhr bis 8 Uhr ruhig auf einem Zweige hocken und während dieser 16 Stunden ohne jede Nahrungsaufnahme ihre Blutwärme von über 40 Grad zu erhalten vermögen. Man müßte annehmen, daß die Kälte trotz dem schützenden Gefieder die kleinen Körperchen mit ihrer großen Oberfläche erstarren ließe. Woher nimmt das winzige Körperchen mit den paar Blutströpfchen den notwendigen Heizstoff? Was würde mit uns geschehen, wenn wir 16 Stunden lang bei 20 Grad Kälte, wenn auch noch so dick vermummt, unbeweglich auf einem Aste ausharren müßten? Wir stehen wieder vor einer Tatsache aus dem Leben der Vögel, die unser Erstaunen erregen muß und die wir schlechthin nicht erklären können. Acht Stunden nur stehen ihnen täglich zur Verfügung, um durch Aufnahme kleiner und kleinster Kerbtiere oder ihrer Eier und Larven und Puppen den dringend nötigen Betriebsstoff für vierundzwanzig Stunden einzuheimen! Wie schwierig muß das im Winter sein, wenn hoher Schnee und Rauhreif ihnen die Nahrungsquellen schmälern oder fast verschließen! Wieviel Kraft wird allein verbraucht durch die stete Beweglichkeit, durch das unaufhörliche Flattern und Klettern, Schlüpfen und Springen! Allzu strenge Winter halten sicherlich eine grimmige Auslese! Goldhähnchen können nie den Schnabel halten. Immer wispern sie, immer sagen sie einander, wo sie sind. Den Ohren der großen Menge gehen freilich diese zarten, spitzen Töne verloren. Wer aber aufmerksamen Sinnes durch den Wald schreitet, der hört sehr bald das „Sisisisi“ oder Srisrisrisri“, mit dem sie sich zusammenhalten. Das Liedchen, das noch im Hochsommer in den Fichten des Hochwaldes angestimmt wird, besteht aus einer Reihe von Tönen, die sich in flachen Wellen auf- und abbewegen, und einem kräftigen Endton. Es läßt sich durch die Silben „Sisebise-sisebise-sisebise-sirr“ verdeutlichen. Immer stellt die dritte Silbe den hohen Ton, die Hebung, dar. Wenn ich Goldhähnchen höre, fällt mir immer Heinrich Seidels Gedicht „Bei Goldhähnchens“ ein, in

dem es heißt: „Dann sang uns Vater Goldhähnchen was, so zierlich klang's wie gesponnenes Glas.“ Hier sei einmal eingefügt, daß das Lied des Sommergoldhähnchens demgegenüber aus einer Reihe gleichhoher, ebenfalls sehr eilig vorgezogener Töne, besteht, die an Stärke zunehmen, und mit einem stark betonten Schlußton endet. Es läßt sich mit den Silben „Sisisisisisia“ kennzeichnen.

Im März ziehen sich die ruhelos umherstromernden Trupps der Goldhähnchen nach den Fichten- und Tannenwäldern oder auch den Kiefernwäldern mit eingestreuten Fichtenbeständen und lösen sich dort auf. Einzelne Pärchen hatten sich vielleicht schon am Ende der Strichzeit gebildet; andere finden sich hier erst zusammen. Auch bei den beiden Goldhähnchenarten fechten die Männer Kämpfe um den Besitz von Weibchen und Revier aus. Die beiden Kämpen sträuben dabei die grellfarbenen Scheitelfedern, so daß sie auf den Gegner einschüchternd wirken sollen. Geyr von Schweppenburg war Zeuge, wie zwei Sommergoldhähnchen, die sich ineinander verkrallt hatten, aus der Luft zu Boden fielen, sich dann mit gelüfteten, zitternden Flügeln gegenüberstanden, ihre „Feuerkronen“ dabei in geradezu erschreckender Leuchtkraft zeigend.

Das dickwandige, kugelrunde, oben wenig offene Nest wird zwischen den herabhängenden Zweigen eines Fichtenastes aufgehängt. Es wird aus Moos, Flechten, Bastfasern und Raupengespinsten fest zusammengefilzt und innen mit Pflanzen- oder Tierwolle, Federn und Haaren mollig ausgepolstert. Männchen und Weibchen arbeiten gemeinsam an diesem hübschen Gebilde, doch leistet das Weibchen die Hauptarbeit. Bei manchen Pärchen soll sich das Männchen gar nicht am Nestbau beteiligen. Immer werden Fichten am Waldrande als Brutbäume erwählt. Nur höchst selten wurden bisher Nestfunde in einer Kiefer oder einer Eibe bekanntgegeben. Ein solches Nest ist außerordentlich schwer und nur durch zeitraubende Beobachtung der bauenden oder fütternden Vögel zu entdecken. Das Weibchen belegt es mit acht bis zehn Eiern

und vollbringt damit eine wahrhaft bewundernswerte Leistung. Da ein Ei knapp dreiviertel Gramm wiegt, übertrifft das Gelegegewicht das Gewicht des Weibchens. Auf mattgelbem Grunde sind die erbsengroßen Eier dunkel gewölkt. Nach zwölf- bis vierzehntägiger Bebrütung durch das Weibchen schlüpfen die winzigen Jungen und werden von beiden Eltern mit zarthäutigen Kerfen gefüttert. Die Frage, was sie ihnen bringen, wurde durch Magenuntersuchungen und Beobachtungen in der Gefangenschaft teilweise beantwortet. Die Jungen erhalten jedenfalls dasselbe, was auch die Alten verzehren. Je nach dem Grade ihrer Entwicklung werden ihnen verschieden große Beutetiere gereicht: Kleinschmetterlinge und deren Eier und Larven, darunter die Räumchen der Lärchenminiermotte, die die Nadeln der Lärche aushöhlen oder minieren, Erdflöhe, das sind kleine Käfer, Zikaden, Fliegen, Spinnen, Ameisen. Mit großer Leidenschaft werden Blattläuse verzehrt und sicher auch verfüttert. Professor Rörig, der gefangenen Goldhähnchen zu Fütterungsversuchen Blattläuse anbot, rühmt sie folgendermaßen: „Ob die Läuse an Nadelhölzern, an Blättern oder an Blütenständen sitzen, bleibt sich ganz gleich, sie werden sämtlich gefunden. Wenn der Gärtner des Versuchsfeldes einen mit Blattläusen reichlich besetzten Pflanzenstock hatte, so brauchte ich letzteren bloß kurze Zeit in den die Goldhähnchen beherbergenden Flugkäfig zu stellen, um eine völlige Säuberung derselben zu erzielen.“ Und J. Morbach lobt sie mit folgenden Ausführungen: „Ich möchte besonders deshalb die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieses Zwerglein richten, weil es der einzige Gehilfe sein dürfte, der die jungen Fichtenbestände vor der dieselben bedrohenden Fichtenquirl-Schildlaus, *Abietis rotundatus* Geoffr., retten könnte!“ Die Jungen bleiben sechzehn bis einundzwanzig Tage im Nest, nämlich so lange, bis sie völlig flugfähig sind, so daß sie das oft hoch in den Fichten hängende Nest ohne Gefahr verlassen und fliegend einen benachbarten Baum oder Strauch erreichen können. Nachdem die Alten ihre Nachkömmlinge noch einige Tage



Goldhähnchennest an Fichtenzweigen, nur sichtbar,
da die Nadeln abgefallen sind (nach O. Henze)

mit Futter versorgt und betreut haben, schreiten sie zur zweiten Brut. Ein Goldhähnchenpaar erzeugt also eine zahlreiche Nachkommenschaft, im günstigsten Falle zwanzig Junge. Die große Zahl läßt vermuten, daß die Art erhebliche Verluste erleidet, die durch eine starke Vermehrung ausgeglichen werden müssen. Sicher werden manche Bruten schon im Nest durch allerlei Feinde wie Eichelhäher, Eichhörnchen und Elstern vernichtet. Die Verluste, die der Sperber und die waldbewohnenden Eulen, Waldohreule, Waldkauz und Sperlingskauz, dem Bestande zufügen, halten sich in mäßigen Gren-

zen; denn Uttendörfer konnte ihnen nur 1008 Wintergoldhähnchen nachweisen. Wahrscheinlich sind es doch vor allem die harten Winter, die ihre Zahl zuweilen empfindlich lichten.

In den Monaten Juli bis September vermausern die Jungen ihr Jugendkleid, dem das Krönchen fehlt, und gleichen dann im Herbst den Altvögeln. Um diese Zeit üben sie auch das Singen, doch bleibt es zunächst beim bloßen Gezwitscher.

In Deutschland sind die Wintergoldhähnchen Stand- und Strichvögel. Die in Nord- und Nordosteuropa wohnenden weichen dem harten Winter ihrer Brutheimat aus und gelangen auf ihrem Zuge bis nach Frankreich und Portugal. Die Goldhähnchen aus Skandinavien wagen sogar den Flug übers Meer. Während der Osterferien 1928 sah ich viele dieser wagemutigen Flieger auf Helgoland, und hier, am Strande oder an den nackten Felsen, wo sie sich nicht verbergen konnten, waren die Einzelheiten ihrer Gefiederfärbung wundervoll zu erkennen. Bei stürmischem Wetter mögen wohl viele der kleinen Vögel den Tod im Meere finden. Fischer berichteten mir, daß sich Goldhähnchen auf ihren Booten völlig erschöpft niederließen, daß sie sich aber wieder erholten und dann die Reise fortsetzten. F. Lenski beobachtete alljährlich an der Ostseeküste ungeheure Mengen ziehender Wintergoldhähnchen. Es wimmelte von diesen nordöstlichen Durchzüglern in den Strandwäldungen und den Dünengehölzen, in den Hecken entlang der Eisenbahn, auch in den Kartoffel- und Rübenfeldern, wo sie in dem deckungslosen Gelände aus Furcht vor den Greifvögeln tief am Boden ihren Zug fortsetzten, immer wispernd und sich dadurch zusammenhaltend. Im Frühling traf er sie auf dem Rückweg sogar in den Saatfeldern.

Es ist verständlich, daß Brutvögel der Goldhähnchen in Deutschland bisher nur in geringer Zahl mit einem Ring versehen werden konnten und daß nur wenige Wiederfunde gemeldet wurden. Ein altes Männchen, das am 22. August 1934 im Kammerforst bei Altenburg beringt worden war,

geriet am selben Ort am 24. März 1938 wieder in das Netz und wurde sofort wieder freigelassen. Es war damals bereits über vier Jahre alt. Das ist für Goldhähnchen ein sehr hohes Alter.

Wer Goldhähnchen als Stubengenossen hält und sie zu pflegen versteht, kann an ihnen viel Freude erleben. Ein bekannter Ornithologe, in dessen Zimmer sich eins verflogen hatte, fütterte das handzahn gewordene Tierchen mit Spinnen, zerschnittenem Fleisch von Gehäuseschnecken, Muscheln, Krabben und gekochtem Fisch. Es war so zutraulich, daß es sich auf seinen Federhalter setzte, wenn er schrieb.

DER PIROL

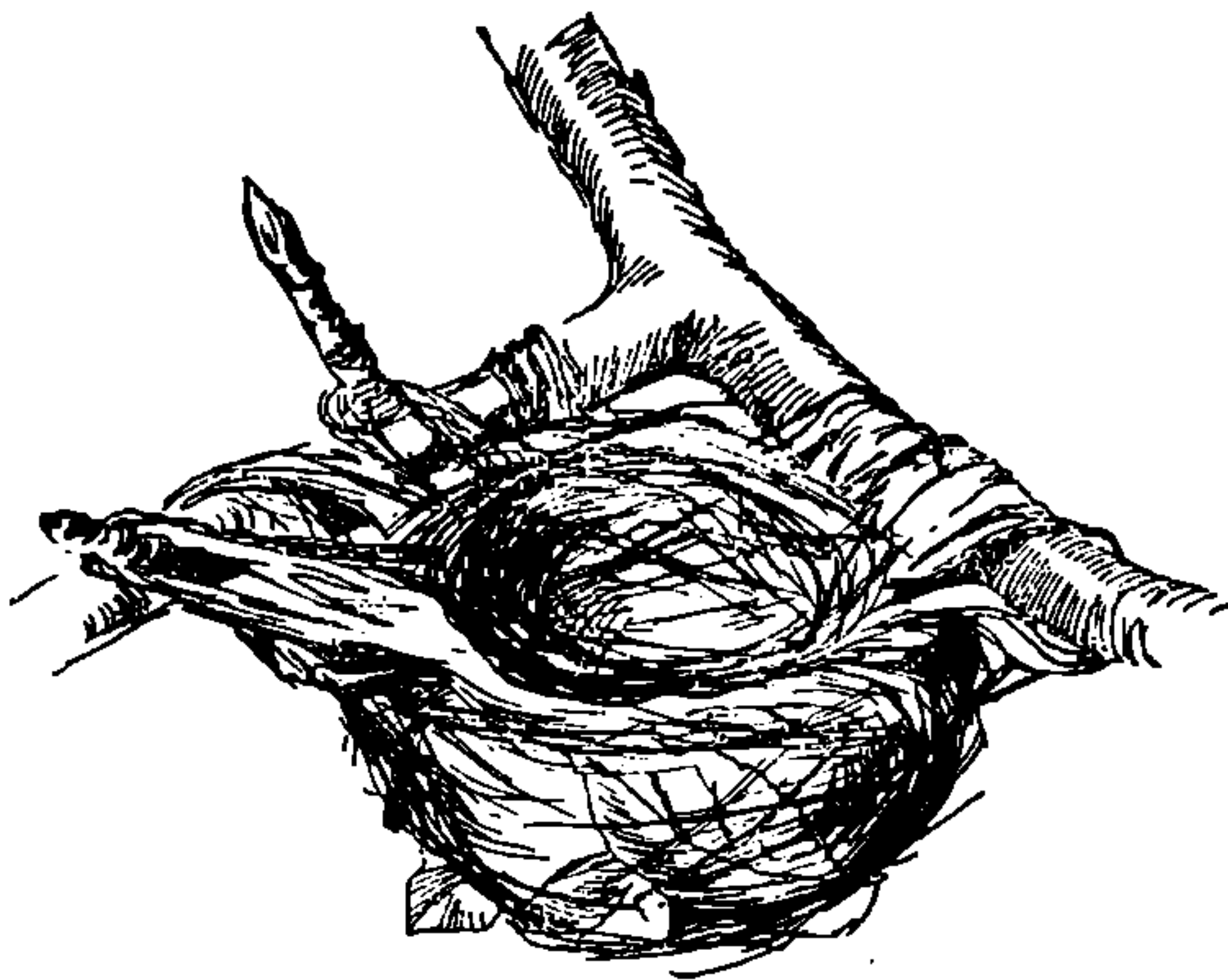
In den letzten Jahren stellte ich zur Landwirtschaftlichen und Gartenbauausstellung in Markkleeberg bei Leipzig in der Abteilung für Vogelschutz einige Glaskästen mit Vögeln der Heimat zur Schau. Der Pirol mit seinem Prachtgefieder erregte immer wieder das größte Aufsehen und wurde von alt und jung weidlich bewundert. Fünf Farben zeichnen das Männchen aus. Vom leuchtenden Goldgelb des Körpers hebt sich das tiefe Schwarz der Flügel und des Schwanzes ab. Der rotbraune Schnabel, die blutroten Augen und die blaugrauen Füße fallen dem flüchtigen Beschauer zwar weniger auf, doch tragen auch sie zu dem Farbenwunder bei. Der Pirol erinnert dich an die Farbenpracht tropischer Vögel. Tatsächlich leben alle seine Verwandten in der heißen Zone, und auch er selbst hält sich den größten Teil des Jahres in Afrika auf. Dem Weibchen fehlen die leuchtenden Farben. Seine Oberseite sieht olivgrün aus. Der Bürzel und einige Stellen am Schwanz sind gelb. Grauschwarz sind die Flügel; die hellgraue Unterseite ist schwach gestrichelt und an den Flanken gelb überlaufen. Das Rot des Schnabels und der Augen ist matter als beim Männchen.

Obwohl der Pirol so auffällig gekleidet und sein klangvoller Ruf vielen bekannt ist, versicherten zahlreiche Besucher, daß sie im Freien noch keinen gesehen haben. Es hat ihnen allen an der nötigen Geduld gefehlt, die man aufbringen muß, um einen scheuen Vogel zu beobachten. Zwar hält der Pirol erst Anfang Mai seinen Einzug bei uns, wenn die meisten Bäume schon dicht belaubt sind, zwar treibt er dann, wie es seine Art ist, fast ausschließlich hoch oben im Bereich der Baumkronen sein Wesen, so daß sich sein gelbes Gewand von dem frischen Grün der Blätter nur wenig oder gar nicht abhebt. Aber er ist ein sehr beweglicher Geselle, der beim steten

Schlüpfen im Gezweig auch einmal an lichtere Stellen gelangt, so daß er wenigstens für Augenblicke zu gewahren ist. Er bleibt auch nicht immer im gleichen Baum, sondern wechselt ab und zu auf einen andern. So bekommst du ihn bei einiger Ausdauer und Geduld auch zu Gesicht. Wenn du verstündest, aus sicherem Versteck im Gebüsch seinen Ruf, das „Gidlioh“, gut nachzupfeifen, dann würde es dir sogar gelingen, den eifersüchtigen Vogel in deine Nähe zu locken. Sein wohlklingender Ruf, aus dem man die Silben „Düdelio“ oder „Düdlia-dlüo“ oder „Vogel Bülow“ heraushören will, hat den Vogel außerordentlich volkstümlich gemacht und ihm sowohl den deutschen Namen Pirol wie den wissenschaftlichen Namen Oriolus eingetragen. Dieser Ruf eignet nur dem Männchen. Von beiden Geschlechtern hört man außerdem einen unschönen Ruf, ein krächzendes „Kräkäi“ oder „Gwähwä“, das an das Rätschen eines Eichelhähers erinnert. Ferner verfügt das Männchen über einen Gesang, ein halblautes, grasmückenähnliches Geplauder, in dem der „ä“-Laut häufig wiederkehrt. Ich hörte ihn erst einmal, am 10. Juni 1934 am Rochlitzer Berge, als nach wochenlanger Trockenheit in der Nacht Regen gefallen war. Der Vogel soll dieses anspruchslose Geschwätz, das leicht überhört wird, besonders bei schwülem Wetter vernehmen lassen. Die meisten Singvögel stellen den Gesang mit der Beendigung des Brutgeschäftes und mit dem Beginn der Mauserzeit ein; sie brauchen dann alle Kräfte für die Erneuerung des Federkleides. Der Pirol aber mausert zur Winterszeit, wenn er in Afrika weilt, und so kommt es, daß sein jubelnder Ruf uns noch im August erfreut. Er ist dem Vogel angeboren, wie Heinroth auf Grund seiner Erfahrungen an einem jung aufgezogenen Pirol bezeugt.

Daß viele Leute den Vogel dem Namen, dem Ruf und seinem Aussehen nach nur aus Büchern und vom Hörensagen kennen, ist mit darin begründet, daß er nicht überall zu Hause ist. Er bewohnt im allgemeinen nur das Flach- und Hügelland, meidet also das Gebirge nach Möglichkeit. Er wird in

Deutschland nur höchst ausnahmsweise in Höhen von über fünfhundert Metern als Brutvogel angetroffen. Am häufigsten dürfte er in den Laubwäldern der Ebene vertreten sein. Bei Leipzig hört man ihn zur Pfingstzeit auf Schritt und Tritt. Er bezieht auch Mischwälder und sogar reine Kiefernbestände. Parkanlagen und größere Gärten sind ihm ebenfalls als Wohngebiete willkommen. Er liebt die Nähe des Wassers, weil er gern badet. Im Gegensatz zu den meisten Vögeln, die ins seichte Wasser gehen und sich dort flügel-schlagend mit Wasser übersprühen, badet er in der Regel im Fluge. Er läßt sich von einem Baum steil ins Wasser fallen, daß es spritzt, kehrt auf seinen Sitzplatz zurück und wiederholt diesen Sturz mehrmals. Doch wurden auch Pirole beobachtet, die in flachem Wasser badeten wie andere Vögel. Der Pirol ist einer der letzten Frühlingsboten, aber wir heißen ihn nicht minder freudig willkommen als die ersten. Die Vogelfreunde warten alljährlich mit Ungeduld auf sein Erscheinen und seinen frohlockenden Ruf. Wenn die Pirole eingetroffen sind, erweisen sich die Männchen als streitbare Gesellen; sie müssen sich Weibchen und Revier erringen. Bei den Kämpfen verlieren sie mitunter alle Scheu, überfliegen,



Nest des Pirols

sich jagend, weithin freies Gelände, und dann kannst du die Schnelligkeit und Wendigkeit ihres Fluges bewundern lernen.

Ich rühmte dir die Schönheit des Pirols und seinen Jubelruf. Nun sollst du von der Meisterschaft hören, mit der er sein Nest baut! Das Pärchen fertigt gemeinsam gegen Ende Mai nach Art einer Hängematte eine Kinderwiege, die an den waagerechten Zweigen einer Astgabel hängt. Zunächst schafft es ein Gerippe, ein Gerüst für das Hängenest. Ein Partner wickelt das Ende eines langen Grasbandes, eines Baststreifens oder eines Bindfadens um einen Zweig der Gabel und klebt ihn mit Speichel fest. Das andere Ende reicht er mit dem Schnabel dem Gatten, der es, einen Bogen zwischen den Zweigen lassend, um den andern Zweig wickelt und ebenfalls festklebt. Mehrere solcher „Brücken“ werden zusammengesponnen, und so entsteht nach und nach in ein paar Tagen ein fester Nestboden, auf dem das übrige Nest aus Moos und Werg, aus Halmen und Ranken aufgebaut wird. Außen sieht ein Pirolnest gewöhnlich ziemlich struppig aus, innen aber wird es mit Federn, Wolle und feinen Hälmchen weich ausgefüttert. Wie zwei wohleingearbeitete Handwerker schaffen Männchen und Weibchen Hand in Hand, oder besser „von Schnabel zu Schnabel“, ein kunstvolles Gemeinschaftswerk. Von keiner anderen deutschen Vogelart ist ein so sinnvolles Zusammenarbeiten der beiden Gatten beim Nestbau bekannt. Die meisten Nester werden in den Kronen hoher Bäume angebracht, so daß sie von unten nicht zu erkennen sind und erst im Herbst nach dem Laubfall sichtbar werden. Zuweilen werden aber auch Nester gefunden, die kaum zwei Meter über dem Boden erbaut wurden. Natürlich führt das Pärchen alle für den Nestbau erforderlichen Handlungen rein triebmäßig aus. Keine braucht erst erlernt zu werden. Heinroths Pflegling versuchte schon im Alter von neun Monaten, Fäden und Papier um die Sitzstangen seines Käfigs zu wickeln, und er war zu dieser Zeit recht böse gegen andere Kleinvögel.

Die beiden Gatten besorgen das Bebrüten der Eier und die Aufzucht der Jungen gemeinsam. Das Gelege besteht meist aus drei bis vier weißen, oft rötlich angehauchten Eiern, die mit einigen dunklen Flecken bedeckt sind. Nach etwa vierzehn Tagen schlüpfen die Jungen, die auf Kopf und Rücken gelbe Dunen tragen. Sie werden fleißig mit Raupen, manchmal auch mit Kirschen gefüttert und wachsen rasch heran. Damit sie aus dem Nest, das bei Wind und Sturm heftig schwankt, nicht herausfallen, verkrallen sie sich fest im Nestboden. Beim Sperren recken sie nur den Hals in die Höhe, der Körper bleibt ruhig in der Nestmulde liegen. Auch das ist ein triebmäßiges Verhalten und verhindert ein „Überbordfallen“. Die fütternden Alten kehren stets mit mehreren Beutetieren im Schnabel zurück. Sie verschlucken wie andere brütende Vögel anfangs den Kot ihrer Sprößlinge, die mit ihrem „Tjuit-tjuit“-Rufen viel Lärm machen. Sie dürfen sich das leisten, weil die Eltern außerordentlich angriffslustig sind und ihre Brut tapfer verteidigen. Auch auf größere Vögel, wie Krähen, Elstern, Falken, Möwen und Sperber, stoßen sie wütend und vertreiben sie aus der Nähe des Nestes. Die Jungen sind mit etwa fünfzehn Tagen flügge und streifen dann unter der Obhut der Alten, die sich mit einer Brut begnügen, im Gelände umher. Dann hört man von ihnen weithin schallende Rufe wie von Spechten. Sie klingen wie „Gigigä“. Die beiden ersten Silben sind gleichhoch, die dritte etwas tiefer. Wenn es dir nicht ein Kundiger sagt, wirst du lange brauchen, bis du dir über die Rufe klar wirst. Bis zum Abzug nach dem Süden mausern die Jungen das Nestkleid in das Jugendkleid. Es gleicht dem des Weibchens bis auf geringe Unterschiede. Durch genaue Untersuchungen ist festgestellt worden, daß die Männchen noch im zweiten Lebensjahr weibchenähnlich gefärbt und noch nicht brutfähig sind, und daß sie von Jahr zu Jahr schöner werden. Ein beringter Pirol erreichte ein Alter von acht Jahren.

Nächst dem Kuckuck ist der Pirol der eifrigste Vertilger auch

der haarigen Raupen. Durch Magenuntersuchungen wurde bekannt, daß er die Raupen von Ringelspinner, Goldafter, Schwammspinner, Eichenspinner, Kiefernspinner und Nonne, die als übelste Schädlinge berüchtigt sind, in Menge verzehrt. Anfangs der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts retteten Pirole etwa dreihundert Hektar Kiefernwald vor dem Kahlfraß durch den Kiefernspinner. Natürlich verzehrt der Pirol nicht nur haarige Raupen, sondern und vielleicht noch lieber auch nackte, wie die des Eichenwicklers und des Frostspanners. Außerdem nimmt er alles, was ihm vor den Schnabel kommt: Maikäfer, Heuschrecken, Libellen, Schmetterlinge. Nicht verschwiegen soll sein, daß er sich wie der Star gern an Kirschen, Beeren und weichen Birnen vergreift und dadurch der menschlichen Wirtschaft geringen Schaden zufügen kann. Entsprechend seiner Größe und seinem Gewicht kann er ansehnliche Nahrungsmengen vertilgen; er ist sehr gefräßig. Ein gefangenes Weibchen fraß an einem Tage fünf- undsechzig mittlere Heuschrecken, fünfundzwanzig erwachsene Raupen des Buchenspinners und zwölf Kirschen, am andern Tage zweihundertzwanzig fast erwachsene Raupen des Kohlweißlings. Fast seine gesamte Nahrung sucht er sich in den Wipfeln der Bäume. Selten nur kommt er auf den Boden.

Einer gründlichen Arbeit Professor Stresemanns über die Wanderungen des Pirols verdanken wir die folgenden Angaben: Die mitteldeutschen Pirole erleben den Winter in der Mehrzahl im Raume zwischen Kenya-Uganda und dem Njassa-See. Im Herbst ziehen sie in südöstlicher Richtung und gelangen über Griechenland und die Ägäischen Inseln nach der Libyschen Wüste und nach Ägypten. Im Frühling schlagen sie einen kürzeren Weg ein. Sie kehren über Tripolitanien und Tunesien und weiter über Sizilien und Italien nach ihrer Brutheimat zurück. Sie beschreiben also eine „Zugschleife“. Diese Erkenntnisse konnten nur durch den Beringungsversuch und sorgfältige Freibeobachtungen gewonnen werden. Ein Pirol, der am 30. Juni 1934 bei Leipzig beringt

wurde, war am 30. August 1936 auf der Insel Zante. Auf derselben Insel wurde am 28. August 1937 ein am 13. Juli desselben Jahres bei Magdeburg markierter gefunden, von fünf anderen deutschen Pirolen wurden auf der Reise nach Afrika zwei in Italien, zwei auf griechischen Inseln und einer in Ägypten angetroffen, ungarische wurden sämtlich in Griechenland, belgische und holländische in Italien festgestellt. Die Beringung erwies auch die Heimattreue des Pirols. Jung Beringte kehrten in späteren Jahren an den Geburtsort oder in dessen Nähe zurück.

Wenn man aus dem Gebirge stammt mit seinem anmutigen Wechsel von Berg und Tal und dem Blick in weite Fernen, will einem zunächst das Flachland nicht behagen. Was mich aber immer wieder mit der Leipziger Ebene versöhnt, ist die reichere Tierwelt des Gebietes. Nachtigall und Pirol und die vielgestaltige und buntfarbige Wasservogelwelt möchte ich heute nicht mehr missen!

DER KERNBEISSE

Der Kernbeißer ist einer der Stillen im Lande; er wird deshalb leicht überhört und übersehen, zumal er sich Zeit seines Lebens vorwiegend in den Kronen der Laubbäume bewegt und sich nur selten auf den Boden begibt. Im März, wenn sich in Wald und Park nur wenige Vogelstimmen bemerkbar machen, verrät ein scharfes „Zicks“ dem Vogelkenner, daß sich ein Kernbeißer zu Wort gemeldet hat. Aber er ist schwer zu finden. Selbst im kahlen Geäst des hohen Baumes ist der knapp starengroße, plumpe Geselle mit dem kurzen Schwanz nicht immer sofort zu erkennen, zumal er sich nur wenig bewegt. Im Abstand von einigen Sekunden läßt er seinen Lockruf noch öfter hören, ab und zu dazwischen auch ein gedehntes „Zieh“, wie du es sonst von der Amsel vernehmen kannst. Wenn mehrere Kernbeißer beisammensitzen und sich unterhalten, erinnern die vielfachen Rufe an Rotkehlchengeschnicker. Sein Liedchen, eine kurze Reihe von Zick- und Zieh-Lauten, die halblaut oder leise und gestammelt aufeinander folgen, habe ich bisher nur wenige Male im zeitigen Frühjahr vernommen. Es ist nur ein klirrendes Gezirp; der Kernbeißer muß sich in der Reihe der Sänger mit einem bescheidenen Platze begnügen.

Im Vorfrühling, wenn die Früchte von Weißbuchen, Eschen und Ahornen, die er liebt, auf dem Boden noch nicht von Gras und Blumen überwuchert und gut zu erkennen sind, kannst du den Kernbeißer einmal auf dem Boden antreffen und dir seine sonderbare Figur und sein buntfarbiges Kleid einprägen. Sein auffälligstes Kennzeichen ist der ungemein dicke, klobige Schnabel, der im Frühling wunderschön blau aussieht, vom Juli ab aber eine bräunliche Färbung annimmt. Unter den Farben seines Gefieders herrscht Braun in verschiedenen Tönungen vor. Die Buntheit wird dadurch erhöht,

daß die Kehle schwarz, der Nacken grau, ein großer Flügel-fleck und das Schwanzende weiß aussehen. Einen besonderen Schmuck stellen die blauschwarzen Schwingen dar, die zum Teil am Ende merkwürdig ausgebuchtet sind. Beim Weibchen sind alle Farben etwas blasser.

Der Name des Vogels besagt, daß er Kerne zerbeißt. Sein wissenschaftlicher Name *Coccothraustes* bezeichnet ihn als „Kernzerbrecher“. In Wirklichkeit knackt er natürlich nicht den bitter schmeckenden Kern der Kirsche, den er verzehrt, sondern den harten Stein, der ihn umgibt. Die Kirsche ist kein Kern-, sondern ein Steinobst. Doch da es nun einmal üblich ist, von Kirschkernen zu reden, sei der alte Name des Feinschmeckers beibehalten.

Aber sein Geschmack ist anders als der unsere. Was uns an den Kirschen behagt, das süße, wohlschmeckende Fleisch, das beißt er ab und läßt es fallen. Ihm ist es nur um den Kern zu tun. Sitzen mehrere Kernbeißer in einem Kirschbaum beisammen und verköstigen sich auf ihre Weise, so verhalten sie sich völlig still. Nur das Knacken der Kerne ist zu hören. Außerdem verraten sie ihre Anwesenheit im Baume und ihre für den Gartenbesitzer wenig erfreuliche Tätigkeit durch das Fruchtfleisch, das sich unter der Baumkrone anhäuft. Der Anblick ist wohl geeignet, den Zorn des Gärtners in hohem Grade zu erregen.

Der mächtige Schnabel und die dazugehörigen kräftigen Muskeln des Kernbeißers ermöglichen ihm sogar das Öffnen von Pflaumenkernen. Er wendet diese im Schnabel so, daß dessen Schneiden von unten und oben auf die Naht drücken und dadurch den Kern spalten. Auch das Öffnen der harten Weißbuchenfrüchte macht ihm keine Schwierigkeiten. Im Herbst und Winter finden sich dort, wo diese Bäume fruchteten, ganze Scharen von Kernbeißern ein und bleiben wochenlang, bis die Vorräte aufgezehrt sind. Im grimmigkalten Februar des Jahres 1929 traf ich mehrere Tage lang einen Kernbeißer auf einem Spitzahorn an, dessen Früchte er sich schmecken ließ. Er hielt stundenlang aus, geruhsam Samen

auf Samen verzehrend. Ihm hat die mörderische Kälte, die damals vielen Vögeln zum Verhängnis wurde, sicher nicht geschadet. Er konnte sich genügend Heizstoffe zuführen in Gestalt von Ahorn-, Eschen- und Lindensamen.

Wenn der Kernbeißer Ebereschen-, Weißdorn- und andere Beeren verzehrt, verschmäht er ebenfalls das Fruchtfleisch und genießt nur die Kerne. Stare, Drosseln, Grasmücken, Rotschwänzchen und andere Vögel nähren sich vom Fruchtfleisch, verschluckte Kerne scheiden sie, nachdem sie den Darm passiert haben, wieder aus oder geben sie in Gestalt von Gewöllen, die sich im Magen bilden, durch den Schnabel wieder von sich. Auf diese Weise fördern sie die Verbreitung der Pflanzen. Der Kernbeißer aber hemmt die Verbreitung, weil er die Samen, die er verzehrt, vernichtet. Im Frühling, wenn es an Früchten mangelt, hält sich der Kernbeißer an Knospen.

Schon mehrmals wurde berichtet, daß Kernbeißer durch den Genuß von Kernen aus Traubenkirschen, die abgefallen und in Gärung geraten waren und dadurch Alkohol enthielten, berauscht wurden. Da flogen sie gegen Wände und Fenster und verletzten sich zum Teil tödlich.

Auch Samen von Nadelbäumen, Kiefern, Fichten und Tannen, verzehrt der Kernbeißer, wenn sie auf dem Boden liegen, doch ist er hauptsächlich auf die Früchte von Laubbäumen und Laubsträuchern angewiesen, und du triffst ihn deshalb nur in Laub- und Mischwäldern, in Parks und Friedhöfen mit alten Bäumen an. Mit Vorliebe siedelt er, wo ihm Weißbuche und Wildkirsche ihre Früchte darbieten. Im Gebirge überschreitet er die Vierhundert-Meter-Grenze nur, wenn ihn Rotbuchenwälder dazu verlocken; denn auch die Früchte dieser Buche, die Bucheckern, sind ihm willkommen. Er ist Brutvogel in Europa überall nur dort, wo Laubwälder gedeihen. Im hohen Norden mit seinen unendlichen Nadelwäldern ist er nicht zu Hause.

Hat sich ein Pärchen gefunden, sind die beiden Gatten sehr zärtlich zueinander. Er singt ihr unter lebhaftem Drehen

und Schaukeln des Oberkörpers seine Balzstrophe vor, ein halblautes „Bübübüü“, und beim gemeinsamen Futtersuchen auf dem Boden bettelt sie nach Art der Jungvögel mit zärtlichen Lauten und unter Flügelzittern ihren Gatten an und läßt sich von ihm füttern. Wo die Vögel ungestört sind, wird das Nest in einem Strauche dicht am Stamm auf zwei bis drei Äste gesetzt. Zunächst tragen beide Gatten Ästchen, die sie von Bäumen oder Sträuchern abkneifen, zu einer sperrigen Unterlage herbei, und auf dieser wird das Nest errichtet, das aus feinen Würzelchen, Halmen, Moos und Flechten besteht. Das Männchen hilft nur die Baustoffe herbeibringen, das Weibchen formt das Nest. Wo sich die Vögel nicht sicher fühlen, wird das Nest einem hohen Baume anvertraut. Auch Fichten und Tannen werden als Nistplätze benutzt, wenn sie Laubbäumen benachbart sind.

Die Hauptlast des Brütens ruht offenbar auf dem Weibchen, das nur selten einmal vom Männchen abgelöst, aber von ihm gefüttert wird. Weitere Beobachtungen über das Brutgeschäft des Kernbeißers sind noch sehr erwünscht. Die Jungen, die nach vierzehn Tagen erscheinen, sind stark bedaut und zeichnen sich durch einen auffallend gefärbten Rachen aus. Bei vielen Singvögeln, wie den Meisen, Bachstelzen, Rotschwänzen, Fliegenschnäppern, Drosseln, Laubsängern, ist der Rachen einfarbig gelb, bei Sperlingen, Ammern und vielen anderen Körnerfressern und den Krähenvögeln einfarbig rot, der Rachen des Kernbeißers aber ist dreifarbig, innen dunkelblau und dunkelrot, am Rande leuchtend gelb.

Die Jungen werden von den Eltern fast ausschließlich mit Kerbtieren geatzt; auch die Alten verzehren im Sommer viele Insekten, mit Vorliebe größere Käfer mit harten Chitinpanzern. Ein Beobachter war Zeuge, wie sie auch die massenhaft vorhandenen Puppen des Weidenspinners von einer Pappel ablasen. Im Alter von vierzehn Tagen verlassen die jungen Vögel das Nest und hocken im Gezweig der Büsche und Bäume. Bei Sturm wird mancher herabgeweht und geht bei nassem Wetter zugrunde. Mir wurde ein solcher Unglücksvogel

überbracht, der tags zuvor gefunden worden war. Er war sehr zutraulich, sperrte fleißig, zeigte seinen wunderschönen Rachen und rief öfter „Zick“. Ehe ich ihm ein paar Mehlwürmer reichen konnte, verendete er, der viele Stunden hatte hungern müssen. Die Jungen werden von den Eltern, die sich mit einer Brut begnügen, sicher längere Zeit umhegt und gepflegt. Sie gleichen im Aussehen sehr den Altvögeln, doch ist ihre Unterseite dunkel gefleckt. Die meisten Kernbeißer harren im Winter bei uns aus. Sie streichen allerdings im Lande umher und halten Ausschau nach Weißbuchen, Eschen Ahornen und anderen samentragenden Bäumen und Beerensträuchern. In den kälteren Gegenden des Ostens und Nordostens weichen die meisten der Kälte und dem Schnee, dehnen ihre Wanderungen aber nur bis zum Mittelmeer aus. Von deutschen Ringvögeln liegen bisher nur wenige Rückmeldungen aus entfernteren Orten vor. Ein Kernbeißer, der am 9. März 1931 in Berlin-Hermsdorf an einem Futterplatz gefangen worden war, wurde am 22. Oktober 1934 bei Florenz geschossen. Ein anderer wurde im März 1936 in Dresden beringt und befand sich im November 1937 bei Bordeaux; einen dritten, der ebenfalls in Dresden markiert worden war und zwar im April 1937, fing man im Dezember desselben Jahres in der Provinz Udine. Uttendörfer konnte nur 359 als Opfer von Greifvögeln und Eulen notieren.

Wer den Kernbeißer nur im Hinblick auf seine Ernährung beurteilen wollte, würde ihm kein gutes Zeugnis ausstellen; aber es geht nicht an, eine Vogelart nur danach zu beurteilen, ob sie dem Menschen mehr oder weniger nützt oder schadet. „Raum für alle hat die Erde.“ Er ist jedenfalls ein eigenartiger, farbenschöner Vertreter unsrer Vogelwelt und verdient, daß der Gesetzgeber seine schützende Hand auch über ihn hält.

DER FICHTENKREUZSCHNABEL

Auch der Fichtenkreuzschnabel muß dir wie der Kernbeißer durch die sonderbare Form seines Schnabels auffallen und die Frage wachrufen: Warum? Auch dieser Schnabel stellt eine Anpassung an eine bestimmte Ernährungsweise dar, und zwar ermöglicht es der „Kreuzschnabel“ seinem Besitzer, aus dem dichtgeschlossenen Fichtenzapfen die versteckten Samen herauszuholen. Wie das geschieht? Ein Käfigvogel, dem man einen Fichtenzapfen anbietet, gibt uns die erwünschte Antwort. Er trägt den Zapfen auf die Sitzstange und umfaßt diese mit den Hinterzehen. Die sechs Vorderzehen kralen sich in den Zapfen ein und drücken ihn auf die Unterlage. Dann stellt er die Spitzen von Ober- und Unterschnabel genau aufeinander und schiebt den Schnabel als Keil von der Seite her unter eine der holzigen Zapfenschuppen. Hierauf bewegt er den Unterschnabel seitwärts und schafft so etwas Platz zwischen der Deckschuppe und der darunter liegenden Fruchtschuppe, an deren Grund sich zwei Samen befinden. Mit der vorn schaufelförmigen, herausstreckbaren Zunge hebt er die Samen ab und bringt sie in den Schnabel, wo sie mittels der Schneiden von Schuppe und Schalen befreit und dann verschluckt werden. Dabei werden die Deckschuppen zerspellt und aufgerissen. Die Bearbeitung der Fichtenzapfen erfordert bedeutende Kraft. Dementsprechend verfügt der Fichtenkreuzschnabel über kräftige Muskeln am Kopf, die den Unterschnabel bewegen, und da es Links- und Rechtsschnäbel gibt, sind die Knochen und Muskeln der betreffenden Kopfseiten besonders stark entwickelt, und der Kopf wird dadurch leicht unsymmetrisch. Der Schnabel wird, wie bei den Papageien, auch zum Klettern benutzt. Das kannst du besonders gut an gefangengehaltenen Kreuzschnäbeln beobachten, wenn sie sich am Gitter hochhakeln.

Das alte Männchen ist ein prächtiger Vogel. Außer den dunkelbraunen Flügel- und Steuerfedern und dem grauen Bauch ist das ganze Gefieder leuchtend rot, nur der Rücken ist etwas dunkler. Doch scheinen nur vollkommen gesunde, kräftige Männchen dieses Prachtkleid zu besitzen, denn es gibt auch Männchen mit gelbem und gelbrotem Gefieder. Trifft man im Winter eine Schar auf Fichten an, ist man völlig überrascht von der Schönheit der roten Gesellen inmitten des dunklen Grüns der Nadeln und des weißen Schnees. Leider verlieren die Männchen in der Gefangenschaft nach dem Federwechsel die Rotfärbung, sie werden gelbgrünlich. Bisher nahm man an, daß der Farbverlust dadurch bedingt sei, daß ihnen keine sprossenden Pflanzenteile und keine reifen, milchenden, vitaminreichen Körner zur Verfügung stehen. Neuerdings behauptet Hubert Weber auf Grund vieljähriger Beobachtungen und Versuche, daß nur solche Männchen rote Federn hervorbringen, die ganz gesund sind und volle Bewegungsfreiheit genießen. Die Art der Nahrung habe keinen Einfluß auf die Färbung. Das Weibchen ist sehr schlicht gefärbt, die Unterseite einfarbig graugrünlichgelb, der Rücken etwas dunkler. Die Beine des Fichtenkreuzschnabels sind verhältnismäßig kurz; der ebenfalls kurze Schwanz ist tief gekerbt. Nebenbei sei bemerkt, daß es in Nordeuropa noch zwei andere Kreuzschnabelarten als Brutvögel gibt, den Kiefernkreuzschnabel, dessen Schnabel noch kräftiger ist als der seines Verwandten, weil das Öffnen der besonders harten Kiefernzapfen mehr Kraft beansprucht als das Öffnen der Fichtenzapfen, und den Bindenkreuzschnabel, der sich durch zwei weiße Flügelbinden von den andern Arten unterscheidet und hauptsächlich die Samen der Lärchen verzehrt. Beide Nordländer stellen sich zuzeiten als Wintergäste bei uns ein.

Der Fichtenkreuzschnabel kann seine Jungen nur großziehen, wo Fichten gedeihen. Weil aber diese nur aller drei bis fünf Jahre fruchten, in höheren Gebirgslagen in noch längeren Zeitabständen, ist er gezwungen, Jahr für Jahr zu wandern.

Er führt ein nomadenhaftes, zigeunerndes Dasein. In Zapfenjahren begegnet man ihm in den Fichtenwäldern der Gebirge auf Schritt und Tritt; Jahre darauf ist er an der gleichen Stelle eine große Seltenheit. Immer aber sind einzelne vertreten, weil sich auch in jedem Jahr einzelne Fichten finden, die Samen tragen. Fichtenzapfen sind im August ausgewachsen, reifen aber erst im Oktober und bleiben den ganzen Winter über geschlossen. Daraus ergibt sich die den Fernerstehenden so befremdende Tatsache, daß der Fichtenkreuzschnabel im Winter brütet, im Winter bei Eis und Schnee. Doch finden einzelne Bruten auch während der anderen Jahreszeiten statt. Die meisten entfallen auf den März, wie du aus folgender Zusammenstellung erkennen kannst: Von 294 Bruten wurden dreißig im Januar, dreiundfünfzig im Februar, hundertneun im März, sechsundsechzig im April, zwölf im Mai, eine im Juni, vier im Juli, eine im August, zwei im September, eine im Oktober, zwei im November und dreizehn im Dezember festgestellt. Auch von den Vogelkennern bekommen nur wenige ein Kreuzschnabelnest im Freien zu sehen, da es in der Regel sehr hoch in einer Fichte oder Kiefer auf einer Astgabel angelegt wird, immer so, daß es durch dichtbenadelte Zweige gut gegen Sicht und gegen Regen und Schnee geschützt ist. Beim Fällen von Nistbäumen gelangen manchmal zufällig solche Nester in Menschenhände. Der tiefe, dickwandige Napf wird vom Weibchen aus Reisern, Grasstengeln, Moos und Flechten hergestellt. Die Mulde wird mit Hälmchen, Härchen und Moos warm ausgekleidet. Gewöhnlich begleitet das Männchen seine Gattin beim Eintragen der Niststoffe, beteiligt sich aber nicht an der Arbeit.

Die drei bis vier, meist drei Eier sind auf grünweißlichem Grunde mit roten und dunklen Flecken geziert. Das Weibchen sitzt vom ersten Ei ab fest auf den Eiern, um ihrem Erfrieren vorzubeugen. Es kann sich also nicht um die Nahrung bemühen und wird vom Männchen aus dem Kropf gefüttert. Der Tiroler Ornithologe Sander, der von einer Steilwand aus in ein Nest sehen und das Füttern beobachten konnte, be-

richtete, daß der Futterbrei weißgelblich aussah, sehr zähe war und sich wie Honig zog. Förster Hubert Weber fand ein Nest in einer Fichtendickung und konnte an ihm ganztägige Beobachtungen durchführen. Am 12. März 1938 wurde das brütende Weibchen, das flügelzitternd wie ein Jungvogel bettelte, vom Männchen fünfmal gefüttert. Am 9. April erhielten die Jungen zwölf Futtergaben, viermal fütterten beide Eltern gleichzeitig. Weil das Weibchen vom ersten Ei ab brütet, fallen die Jungen an verschiedenen Tagen aus und sind verschieden groß. Sie werden lange vom Weibchen gedeckt, und das Männchen muß während dieser Zeit für die Ernährung der ganzen Familie Sorge tragen. Wenn die Jungen genügend befiedert sind, beteiligt sich auch das Weibchen an ihrer Fütterung. Bei der fast ausschließlichen Ernährung mit Fichtensamen, die sehr viel Fett enthalten, also Heizstoff liefern, gedeihen die Jungen auch bei größter Kälte. Im Alter von vierzehn Tagen sind sie flügge und verlassen im graubraunen, dunkel gestrichelten Jugendkleid das Nest. Bis zum Oktober mausern Jung- und Altvögel das Gefieder, die Jungen, wie das auch bei den meisten andern Singvögeln der Fall ist, nur das Kleingefieder, die Alten dagegen sämtliche Federn. H. Weber gelang auf Grund vieljähriger Untersuchungen der Nachweis, daß nur die Männchen der späten Bruten sofort fast nur rote Federn bekommen. Von 202 jungen Männchen wurden 184 gelb, zwölf rotgelb und nur sechs rot. Die Jungen kommen mit geradem Schnabel auf die Welt. Nach den Feststellungen Heinroths wird der Oberschnabel erst im Alter von drei Wochen etwas länger, und seine Spitze biegt sich über den Unterschnabel. Einige Tage später verlängert sich auch dieser, und nun liegen die beiden Schnabelspitzen so aufeinander, daß hinter ihnen ein Zwischenraum entsteht. Von da an biegt sich der Unterschnabel nach rechts oder links. Der „Kreuzschnabel“ bildet sich also von selbst und nicht etwa, wie man früher vermutete, durch das Bearbeiten der Fichtenzapfen. Es entstehen ungefähr gleich viele Links- und Rechtsschnäbel.

Die Jungen verbringen zunächst einige Zeit unter der Obhut der Eltern. Später vereinigen sich die Familien zu größeren Schwärmen. Sie durchstreifen als sehr gesellige Vögel die Waldungen und gelangen dabei auch in Parkanlagen und Gärten.

Wo sie auch weilen, fallen sie durch ihre harten, lauten Lockrufe auf, die wie „Gipp-gipp“ oder „Göb-göb“ klingen, die sie auch hören lassen, wenn sie kürzere oder längere Flüge unternehmen. Wenn ihnen recht wohl ist, bewegen sie den Leib lebhaft hin und her und geben dabei ihr Lied zum besten, das aus den Lockrufen und knirrenden, kreischenden und krähenden Lauten besteht, die mehrmals wiederholt werden. Im Erzgebirge, wo der „Krienitz“ ein beliebter Käfigvogel ist, übersetzt man seinen Singsang nicht übel mit den Worten: „Gip, gip, gip! Ritz, ritz, ritz! Gottlieb, Gottlieb, Gottlieb! Rei, rei, rei! Christel, Christel, Christel!“ Auch die Weibchen singen manchmal leise mit. Immer noch lebt im Volke der törichte Aberglaube, daß der Krienitz das Rheuma seiner Pfleger mildern könne.

Da die Fichtenkreuzschnäbel beim Herumstromern im Lande nicht allorts Fichtenzapfen vorfinden, nehmen sie auch mit den Samen von Lärchen, Erlen, Rot- und Weißbuchen, Ahornen und Eschen vorlieb. Bei Leipzig beobachtete ich durchziehende Jungvögel, die eifrig die Samen von Kohldisteln aus den Fruchtständen klaubten. Bei Cuxhaven kamen sie auf den Boden, was sie sehr selten tun, und fraßen die Samen von Grasnelken und Gartenpflanzen. Paul Weißmantel war Zeuge, wie Fichtenkreuzschnäbel Heidelbeeren schmausten. Mehrfach wurden Artvertreter dabei betroffen, wie sie aus altem Mauerwerk Kalkbröckchen lösten, sie verschluckten und auf diese Weise ihren Kalkbedarf deckten. Auch der Insektenkost sind sie nicht abgeneigt; als Vertilger von Blattläusen sind sie sogar rühmlich bekannt geworden. Als ich in den letzten Jahren der Frage nachging, welche Vögel Blatt-, Blut- und Schildläuse verzehren, wurden mir nach und nach aus dem Schrifttum über zwanzig Berichte bekannt, die dem

Fichtenkreuzschnabel diese Kost bescheinigen. Haben Fichtenkreuzschnäbel Bäume entdeckt, die von Blattläusen befallen sind, bleiben sie tagelang und schmausen mit Behagen die zarten, süßschmeckenden Kerfe. Ein paar der vorliegenden Berichte seien wiedergegeben: J. Poll schreibt: „Ich hielt mich im vorigen Sommer in Eichstädt auf. Dort und, wie ich hörte, auch anderwärts herrschte eine große Blattlausplage, die die ganze Zwetschgenernte zu vernichten drohte. Am 20. Juli erschien plötzlich eine Schar von zwanzig bis fünfundzwanzig Fichtenkreuzschnäbeln im großen Seminargarten und begann sehr eifrig, der reichlich vorhandenen Beute nachzugucken. Da die Vögel gar nicht scheu waren und mich fast in unmittelbare Nähe kommen ließen, konnte ich sie recht gut beobachten. Vierzehn Tage blieben sie, und ich habe sie während der ganzen Zeit auf keinem anderen Baum im Garten gesehen als auf Zwetschgenbäumen und mehreren im Gartengelände stehenden Pappeln. Mit Vorliebe gingen sie an die bereits eingerollten Blätter, weil in ihnen, wie ich mich überzeugen konnte, die meiste Nahrung sich fand. Mit einem Fuße das Blatt haltend, streifte der Vogel mit dem Schnabel die im Trichter befindlichen Blattläuse zusammen, hob den Schnabel dann ein wenig und zog sie mit der Zunge in den Schlund.“ Heinrich Schacht berichtet in seinem Buch „Die Vögel des Teutoburger Waldes“, daß ein Trupp Fichtenkreuzschnäbel drei Wochen lang seinen Garten aufsuchte und gierig die Blattläuse verzehrte, die in großer Menge die Obstbäume befallen hatten. Mit Vorliebe gehen sie auch den Fichtenblattläusen nach, die die ananasähnlichen Gallen an den Jungtrieben der Fichten erzeugen. Professor Jacobi, der Fichtenkreuzschnäbel im Erzgebirge dabei beobachtete, schreibt: „Die Vögel nagten die Gallen bis an die Triebachse ab, nicht wegen der Pflanzensubstanz, sondern um die Kammern mit den nur 0,5 Millimeter großen Läschen zu eröffnen.“ Im Juli 1942 hatten es nach W. Jaroschek auch im Riesengebirge die Fichtenkreuzschnäbel auf die „Ananasgallen“ der Fichtenblattlaus, *Chermes abietis*, abgesehen. Erst später, etwa

seit Mitte August, gingen sie zur normalen Ernährung durch Fichtensamen über.

Zu den Fichtenkreuzschnäbeln, die in Deutschland brüten und außerhalb der Brutzeit seine Gebirge und Ebenen durchstreifen, gesellen sich aller paar Jahre riesige Scharen aus Nordost- und Osteuropa, förmliche Masseneinfälle oder Invasionen. Die Wanderungen werden durch Nahrungsmangel in der Brutheimat veranlaßt, wenn die Zapfen nicht geraten sind. In solchen Jahren häufen sich die Beobachtungen von Kreuzschnäbeln auch in solchen Gegenden, wo sie sonst nie zu Hause sind, wo keine Fichten- oder Tannenwälder ihnen die ersehnte Nahrung bieten. Dann halten sie sich an Ersatz und können sich als Vertilger von Pflanzenläusen als sehr nützlich erweisen.

Beringte Durchzügler wanderten nach Italien, Frankreich, Spanien und Portugal. Die letzten großen Invasionen fanden in den Jahren 1935/36 und 1942/43 statt. In solchen Jahren mehren sich auch die Rupfungsfunde, doch wurden bis jetzt nicht mehr als 275 Fichtenkreuzschnäbel durch Rupfungen als Beute ihrer gefiederten Feinde nachgewiesen.

Es sollte mich wundern, wenn nicht auch du einmal einer solchen Wanderschar kleineren Ausmaßes begegnen würdest, selbst wenn du in der Ebene und weit entfernt von einem Nadelwald wohnst. Die Kenntnis, daß die Fichtenkreuzschnäbel fleißig „Gipp-gipp“ rufen und daß die Männchen ein auffallend rotes Gefieder tragen, kann dir zu einer solchen Beobachtung verhelfen.

DER ERLENZEISIG

Als ich zehn Jahre alt war, schenkte mir ein Verwandter einen Erlenzeisig. Er war mit einer Leimrute gefangen worden und hatte dabei seinen Schwanz eingebüßt. Er erhielt jeden Tag sein Näpfchen voll gequetschter Hanfkörner und frisches Wasser, ab und zu etwas Grünzeug, vor allem Vogelmiere, die ich in Blumentöpfen zog. Jeden Sonnabend entfernte ich aus dem Boden des Käfigs den verschmutzten Sand und ersetzte ihn durch neuen, den ich mir aus einem Bache holte. Wir waren mehrere Jahre gute Freunde. Ich ließ meinen Hans frei im Zimmer fliegen. Er kam auf Anruf herbei und setzte sich auf den vorgehaltenen Finger oder auf die Schulter. An einem sonnigen Märztage hängte ich den Käfig neben das Fenster an die Hauswand. Im Gutshof gegenüber tollten junge Ziegen und meckerten nach Herzenslust. Am Abend meckerte auch mein Hans und tat es noch tagelang zum allgemeinen Vergnügen. Als ich ihn später schweren Herzens einem Bergarbeiter überließ, seiner Frau zuliebe, die gelähmt im Bett lag und sich nach etwas Gesellschaft sehnte, ging er nach wenigen Wochen ein.

Der Erlenzeisig ist einer der beliebtesten Käfigvögel. Seine Pflege erfordert nicht viel Mühe und nur geringe Ausgaben an Geld. Zudem erfreut er durch sein hübsches, gelbgrünes Kleid, sein munteres Wesen, seine Zutraulichkeit und sein fleißiges Singen. Nur zur Mauserzeit schweigt er. Sein schlichtes, kurzes Liedchen, dem man die Silben „Didldidldidldiddää“ unterlegen kann, spricht jeden durch seine Gemütlichkeit an. Das Männchen trägt ein farbenschöneres Kleid als das Weibchen. Bei ihm sind Kopfplatte und Kinn schwarz. Hals und Kopfseiten, Kehle und Brust sind hell gelbgrün. Die Oberseite ist etwas dunkler, mit Ausnahme des grünen Bürzels. An den schwarzen Flügeln fallen gelbe Bänder auf. Der

weißliche Bauch und das übrige Körpergefieder sind spärlich längsgestreift. Das Gefieder des Weibchens ist mehr grau als gelb und stärker längsgefleckt; außerdem mangelt ihm die schwarze Kopfzeichnung.

Der Erlenzeisig könnte ebensogut Fichtenzeisig heißen; denn zur Brutzeit ist er an den Fichtenwald gebunden, und zwar brütet er hauptsächlich in den Fichtenwäldern der Gebirge bis hinauf zur Baumgrenze. Nur selten wurden Bruten in der Ebene festgestellt, mehrfach zum Beispiel in der Umgebung von Berlin. Außerhalb der Brutzeit streicht der ungemein gesellige Vogel in größeren oder kleineren Scharen weit im Lande umher und besucht dabei allerdings mit Vorliebe die Erlen, deren Samen er sehr schätzt. Die Gesellschaften unterhalten sich aufs lebhafteste, teils singend, teils rufend. Immer aber hört man aus dem Stimmengewirr die kennzeichnenden, gedehnten „Di-äh“-Laute heraus. Solche Schwärme können nicht überhört und übersehen werden, und da sie den Bewohnern der Ebene hauptsächlich an den Erlen begegnen, so kam die Art zu dem allgemein angenommenen Namen. Oft wird der Vogel auch nur Zeisig genannt, doch ist der Name Erlenzeisig vorzuziehen; denn es gibt einen Verwandten, den Birkenzeisig. Er bewohnt in verschiedenen Rassen Nordeuropa, die Alpen und Großbritannien. Der Birkenzeisig ist schöner gezeichnet als der Erlenzeisig. Bei dem Männchen sind Scheitel, Kehle und Brust rot gefärbt, beim Weibchen ist es nur der Scheitel. Alljährlich stellen sich an den deutschen Küsten und den benachbarten Gebieten Birkenzeisige als Wintergäste ein, und aller paar Jahre gelangten große Scharen der hübschen Vögel auch nach den übrigen Teilen Deutschlands. Erlenzeisige sind echte Zweigkletterer. Wie Meisen hängen die Kerlchen, die nur dreizehn bis fünfzehn Gramm wiegen, an den dunklen Fruchtzapfen der Erlen. Sie langen sich die winzigen Samen heraus. Noch viel mehr aber fallen zur Erde, und wenn nach einem Neuschnee der Boden unter einer Erle mit den rötlichbraunen Samen übersät ist, weiß man, wer oben zu Gaste war.

Im März und April lösen sich die winterlichen Scharen auf und verteilen sich paarweise auf die Nadelwaldungen der Gebirge. Das Männchen wirbt um sein Weibchen durch Flug und Gesang. Es balzt. Von einem Randbaum aus steigt es singend in die Luft. Mit gefächertem Schwanz und gesträubten Kopffedern beschreibt es, flatternd in Wellen aufsteigend und absteigend, einen Kreis, singt dabei ununterbrochen und kehrt zum Ausgangspunkt oder in dessen Nähe zurück. Auch nach dem Niedersitzen gönnt es sich keine Ruhe. Unter lebhaftem Drehen und Wenden des Körpers singt es weiter. Hat sich das Pärchen gefunden, sind die Gatten sehr zärtlich zueinander. Sie schnäbeln sich oft, wie es die Tauben zu tun pflegen. Als Heinrich Schacht von einem gefangenen Pärchen dem Männchen die Freiheit schenkte, machte es davon keinen Gebrauch; es kehrte in die Stube zurück zu seinem Weibchen im Käfig. Nester und Eier freilebender Erlenzeisige sind auch in den Sammlungen großer Museen nicht oder nur selten vertreten. Es sind Raritäten. Die Eier der Sammlungen stammen meist von Brutten in der Gefangenschaft. Das Nest eines Erlenzeisigs wird vom Weibchen in der Regel sehr hoch im Wipfel einer alten Fichte angelegt, und zwar weitab vom Stamm auf seitlichen Zweigen, unerreichbar auch für einen guten Kletterer. Der Baum muß am Waldrand in der Nähe großer, freier Flächen stehen; denn der Erlenzeisig liebt Licht und Sonne. Du wirst das Nest nur entdecken, wenn du einmal fütternde Altvögel beobachten kannst; einzusehen ist es natürlich nicht. Nur wenn ausnahmsweise einmal ein Nest in geringer Höhe über dem Boden gebaut wird, gelingt es durch Absägen des Astes, auf dem es sitzt, das Nest unbeschädigt zu erlangen, selbstverständlich erst nach dem Ausfliegen der Brut! Und tatsächlich weichen manche Weibchen von der allgemeinen Regel ab; es wurden Nester in zwei bis sechs Metern Höhe über dem Boden entdeckt, so daß der Sammler Glück haben kann. Hans Freiherr Geyr von Schweppenburg fand am 9. März 1930, also zu einem ungewöhnlichen Zeitpunkt, bei Arosa, 1800 Meter über dem Meere, ein Nest mit

drei Eiern, nur zwei Meter über dem Boden in einer Fichte. Allerdings war es an dem hochgelegenen Orte zu dieser Zeit tagsüber bei wolkenlosem Himmel und strahlendem Sonnenschein sehr warm, und Fichtensamen standen als Nahrung reichlich zur Verfügung. Doch ging die Brut zugrunde. Als um die Monatsmitte reichlich Neuschnee fiel, verließen die Altvögel das tiefverschneite Nest.

Das Nest des Erlenzeisigs ist ein kunstvoller, haltbarer, fest zusammengefügter Bau aus Reisern, Würzelchen, Flechten, Pflanzenwolle und Raupengespinsten. Innen wird es mit Distelwolle, Federn und Haaren weich ausgekleidet. Die vier bis sechs Eier, die völlig Stieglitzeiern gleichen, werden Ende April bis Anfang Mai gelegt und ausschließlich vom Weibchen bebrütet. Das Männchen füttert es während des Brütens aus dem Kropf. Nach dreizehn Tagen schlüpfen die Jungen und werden von den Eltern zunächst mit zarten Insekten, besonders mit Blattläusen, gefüttert. Einem mir befreundeten Vogelliebhaber gelang die Aufzucht einer Zeisigbrut in der Gefangenschaft, indem er den Alten täglich Zweige besorgte, an denen zahlreiche Blattläuse schmarotzten. Erklärlicherweise fehlen noch genauere Angaben darüber, was die Erlenzeisige ihren Jungen im Laufe der Nestzeit, die dreizehn bis fünfzehn Tage währt, weiterhin als Nahrung zutragen. Unter besonders günstigen Umständen mag es einmal gelingen, ein Brutpaar beim Nestbau und bei der Jungenfürsorge zu beobachten. Ob es einem der Leser dieser Zeilen vergönnt sein wird, einmal einen Beitrag zum Brutverhalten des Erlenzeisigs zu liefern?

Es galt bisher als feststehende Tatsache, daß Erlenzeisige ihre Nester ausschließlich in Nadelbäumen unterbringen, und Berichte, daß Nester in Laubbäumen gefunden worden seien, wurden als unglaubwürdig abgelehnt. Doch bezeugt Heinz Mildemberger, daß sich 1942 bei Berlin ein Zeisigweibchen eine Eberesche zum Nistbaum wählte, obwohl sich im Walde genügend alte Kiefern befanden. Also auch hier wieder eine Regel nicht ohne Ausnahme!

Die flüggen Jungen gleichen im Aussehen dem Weibchen. Da Erlenzeisige schon im April mit dem Brutgeschäft beginnen, bleibt ihnen genügend Zeit für eine Zweitbrut, die in die Monate Juni und Juli fällt. Die Familien halten, wie Beobachtungen an Vogeltränken in Berlin und anderwärts ergeben haben, wochenlang unter sich zusammen, schließen sich dann aber andern Familien an, so daß nach und nach die Schwärme entstehen, denen wir begegnet sind.

Außer den Samen von Erlen und Birken sind den Erlenzeisigen auch Fichten-, Tannen- und Kiefernnsamen genehm, die sie entweder vom Boden auflesen oder aus den aufgesprungenen Zapfen hervorholen. Bei Gelegenheit verleiben sie sich auch Distelsamen ein wie der Stieglitz. Auf Heuhaufen sitzend, füllen sie ihre Kröpfchen mit den Sämereien der Wiesenpflanzen. Auch Brennesselsamen werden nicht verschmäht. Sicherlich nehmen sie noch Samen vieler anderer Pflanzen. Hier kannst du also helfen, Lücken unseres Wissens zu schließen.

Außer Blattläusen verzehren sie, wie Magenuntersuchungen ergaben, gern die Raupen von Kleinschmetterlingen. Aus Erlenblättern sah man sie die winzigen Räumchen einer Miniermotte herausziehen. Kurt Loos beobachtete Erlenzeisige, die eifrig die ebenfalls sehr kleinen Raupen der Lärchenminiermotte vertilgten, die büschelweise an Lärchenzweigen überwintern, gefürchtete Schädlinge, die im Frühling und Sommer die weichen Lärchennadeln aushöhlen und zum Absterben bringen. Als um 1900 die Eichen des Teutoburger Waldes von den Raupen des Eichenwicklers heimgesucht wurden, stellten sich große Zeisigschwärme ein und räumten unter den lästigen Fressern auf.

Zur Frage, womit sich die Vögel ernähren, ist noch vieles zu klären. Auch du mußt jede Gelegenheit ausnutzen, Vögel bei der Nahrungssuche und Nahrungsaufnahme zu beobachten. Doch müssen deine Beobachtungen jeder Kritik standhalten. Du mußt Blätter, Zweige, Äste oder Stämme, auf oder von denen die Vögel Sämereien oder Tiere ablasen, genau darauf-

hin untersuchen, was sich auf ihnen befindet oder bewegt, damit du nicht etwas Falsches meldest. Ein Beispiel möge das beleuchten. Vor zwei Jahren berichtete mir ein guter Vogelkenner; er habe bei der Kartoffelkäfersuche ein Rebhuhn und seine Küken dabei gesehen, wie sie von einer Kartoffelpflanze Larven des Schädling abgepickt hätten. Meine Frage, ob er die Pflanze untersucht habe und ob sie von den Larven befallen gewesen sei, mußte er leider verneinen. Damit ist seine Beobachtung ohne Wert.

Im Herbst gesellen sich zu den in Deutschland brütenden und erbrüteten Erlenzeisigen sehr viele aus Nord- und Nordosteuropa. Man weiß von den Vögeln, die um diese Zeit gefangen und beringt werden, natürlich nicht, woher sie stammen, doch haben uns die Wiederfunde solcher Ringvögel gelehrt, daß sie ihre Wanderungen bis zu den Gestaden des Mittelmeeres ausdehnen. Ein Erlenzeisig, der am 10. Dezember 1933 bei Dessau beringt wurde, befand sich am 10. November 1934 in Aosta. Ein anderer, den man am 25. Januar 1939 bei Zschopau im Erzgebirge beringte, wurde Anfang November desselben Jahres aus Como zurückgemeldet. Ein dritter wurde am 9. Oktober 1949 bei Droschka in Thüringen markiert und war am 24. November des gleichen Jahres bereits in Marseille, hatte also die weite Reise ziemlich schnell zurückgelegt. Eine erstaunlich weite Reise legte ein Erlenzeisig zurück, der im Herbst 1928 in der Schweiz gekennzeichnet worden war; er wurde im Winter 1929/30 bei Kiew gefunden. Der Erlenzeisig, der im Oktober 1948 bei Eupen markiert und am 5. Juni 1950 in Jönköping angetroffen wurde, läßt die Vermutung zu, daß er sich in seine Bruth Heimat zurückgefunden hatte. Freilich kann man das von solchen Arten, die keine echten Zugvögel sind und erfahrungsgemäß nicht über ein gut entwickeltes Heimfindevermögen verfügen, nicht ohne weiteres behaupten.

Hänfling, Männchen
Girlitz



1874



Bezeichnenderweise wurden in dem Invasionsjahr 1931 allein 132 Rupfungen gefunden, in all den Jahren vorher, in denen Uttendörfer und seine Mitarbeiter die Forschungen auf diesem Wissensgebiet betrieben, nur 96. Inzwischen ist die Zahl auf 507 gestiegen, doch war meist nicht auszumachen, von welcher Art Greifvögeln die Erlenzeisige geschlagen worden waren.

Steinschmätzer, Männchen
Heidelerche

DER GIRLITZ

Der kleinste aus der Gilde der Körnerfresser, der Girlitz, hat die Aufmerksamkeit der Vogelkundigen in hohem Maße in Anspruch genommen. In früheren Jahrhunderten hat er nur Nordwestafrika und Mittelmeerländer bewohnt. Seit dem hat er fast ganz Deutschland besiedelt. Das Eindringen und die Ausbreitung in Deutschland und in den benachbarten Ländern wurde genau verfolgt. Er gelangte nach Deutschland auf zwei Wegen: im Westen durch die Burgundische Pforte bei Belfort nach dem Rheintal, im Osten von der Balkanhalbinsel aus an der Donau entlang nach Bayern; von der Tschechoslowakei aus drang er von diesem Wege auch durch Lücken in den Gebirgen nach Sachsen vor. Dr. Ernst Mayr hat 1925 in einer umfangreichen, gründlichen Arbeit alles zusammengefaßt, was bis dahin über die Besiedelung Deutschlands durch den Girlitz bekannt geworden war. 1790 wird sein Brutvorkommen für Frankfurt am Main verbürgt, für Karlsruhe erst 1818, für Heidelberg 1825. Für diese Jahre ließ sich sein Vordringen nur lückenhaft aus urkundlichen Quellen ermitteln. Es erfolgte nicht Schritt für Schritt, sondern sprungweise. Weite Gebiete wurden zunächst ausgelassen und später besiedelt. Aus der Fülle der Zahlen seien noch einige angegeben. 1850 wurde der Girlitz in Nürnberg und Erlangen seßhaft, 1852 in der Dresdner Gegend, 1876 in Frankfurt an der Oder, 1890 in Leipzig und Wernigerode, 1903 in Hannover, 1915 in Lübeck, 1921 in Essen, 1922 in Rostock. 1936 wurde er in Rheine im Emsland brütend festgestellt, 1940 in Flensburg an Deutschlands Nordgrenze. Gegenwärtig heimatet er noch nicht in Deutschlands äußerster Nordwestecke. Auch nach Nordfrankreich, Belgien und Holland ist er vorgedrungen, im Osten nach Polen und den Ostseeprovinzen der Sowjetunion. Seit 1945

gehört er zu Schwedens Brutvögeln und seit 1948 zu den dänischen. Über die Gründe dieser gewaltigen Ausweitung seines Brutgebietes läßt sich nichts Genaueres sagen. Vielleicht ist seinem ungestümen Vorwärtsdrängen die Zunahme der Gärten in Dörfern und Städten förderlich gewesen.

Wenn der Girlitz nicht so fleißig sänge, würde er wohl oft übersehen; denn er ist nicht auffällig gefärbt. Seine hellgraubraune Oberseite ist dunkel längsgefleckt, die Unterseite ist dagegen lebhaft gelbgrün. Am fliegenden Vogel fällt der zitronengelbe Bürzel auf. Der Schnabel ist kürzer als der des Zeisigs und nicht so spitz. Beim Weibchen sind alle Farben matter. Der Girlitz ist ein Verwandter des wilden Kanarienvogels, der auf den Kanarischen Inseln und auf den Azoren lebt. Gefangene Girlitze beweisen ihre Verwandtschaft mit ihm, indem sie sich leicht mit Hauskanarien paaren und mit ihnen Bastarde erzeugen. Heinroth ließ Girlitze von Kanarienweibchen aufziehen. Seinen Namen verdankt der Girlitz einem seiner Rufe, der wie „Girrlitt“ klingt. Seinen Gesang kann man beim besten Willen nicht als klangschön bezeichnen; aber er muß jedem durch seine Eigenart auffallen. Er besteht aus klirrenden und sirrenden Tönen, die wellenförmig auf- und abpendeln und an das Quietschen eines schlecht geölten Kinderwagenrades erinnern. Die Laute s-r-l-i quirlen in ihm bunt durcheinander. In Süddeutschland wird er deshalb Hirngrille genannt. Gewöhnlich trägt er von einem Leitungsdraht oder einem dünnen Ast aus sein Lied mit aner kennenswerter Ausdauer vor. Er zeigt sich ganz ungescheut und läßt sich bequem beobachten. Bei genauerem Zusehen wirst du bemerken, daß er während des Singens wie Kernbeißer, Stieglitz und Erlenzeisig den Körper lebhaft hin- und herbewegt. Von Zeit zu Zeit erhebt er sich von seinem Singplatz und flattert mit aufgeblähtem Gefieder fledermausartig ein Stück seitab, ohne im Singen aufzuhören. Dann führt er dir seinen Balzflug vor. Manchmal hörte ich von ihm eine hübsche, perlende Reihe gleichhoher Töne, wie sie etwa eine kleine elektrische Klingel erzeugt; zuweilen ruft

er zweisilbig „Bä-ib“, wobei die zweite Silbe die höhere ist. Wie Rotkehlchen und Zilpzalp gehört er zu den Herbstsängern. Aber die Girlitze, die auch im Winter bei uns ausharren, lassen ihr Lied an sonnigen Tagen bereits im Januar und Februar hören.

Der Girlitz liebt offenes Gelände; geschlossenen Wald meidet er. Am liebsten siedelt er in Gärten und Friedhöfen, in Parkanlagen und Alleen, die ihm in dichtverzweigten Bäumen und Büschen Nistgelegenheiten und Unkrautsämereien in ausreichendem Maße als Futter bieten. In Gebirgen schreitet er nur dort zur Brut, wo noch Obstbäume ihre Früchte zur Reife bringen; in Höhen über sechshundert Metern wirst du vergeblich nach ihm Ausschau halten.

Das Männchen wählt das Brutrevier und verteidigt es gegen Mitbewerber. Dem Weibchen obliegt der Nestbau, das Männchen beschränkt sich darauf, die Gattin zu begleiten, wenn sie Niststoffe sucht und einträgt. Das Nest, wohl das kleinste Vogelnest in Mitteleuropa, wird immer sehr gut versteckt angelegt, vorzugsweise in Lebensbäumen, Obstbäumen, Beerensträuchern und Fliederbüschen, gern auch in Kletterrosen. Es gleicht sehr einem Buchfinkennest und ist wie dieses dicht verfilzt. Das Weibchen legt nur drei bis vier Eier. Sie sind wie die einiger anderer Finkenvögel auf trübweißlichem Grunde rostrot und dunkel gefleckt. Das Weibchen brütet dreizehn Tage und wird so lange vom Männchen mit Sämereien aus dem Kropf gefüttert, nicht immer ausreichend, so daß es sich auf Nahrungssuche begeben muß. Das Männchen fliegt im Laufe eines Tages das Nest öfters an und verrät dadurch dem aufmerksamen Beobachter dessen Standort. An der Fütterung der Jungen beteiligt sich das Männchen zwar, aber weit weniger als das Weibchen. Von insektenfressenden Vogelarten, wie den Meisen und dem Gartenrotschwanz, hörtest du, daß sie ihre Jungen täglich mehrere hundertmal mit Futter versorgen. Beim Girlitz ist das nicht der Fall. Weil er seine Brut mit kleinen Unkrautsämereien aufzieht, die erst gesammelt und im Kropf etwas erweicht

werden müssen, finden an einem Tage nur wenige Fütterungen statt. Nach Beobachtungen Otto Steinfatts fütterte ein Pärchen seine Jungen innerhalb fünf Stunden nur fünfmal, viermal das Weibchen, einmal das Männchen. Nach jeder Fütterung waren die Kröpfe der Jungen prall gefüllt. Wie wir uns erinnern, geben die Jungen der Singvögel umhütete Kotballen ab, die von den Eltern fortgetragen werden. Für die jungen Girlitze trifft das nicht zu. Ihr Kot ist wahrscheinlich infolge ihrer Ernährung mit Pflanzenstoffen schmierig und kann von den Eltern nicht entfernt werden. So rutschen die Jungen in der Nestmulde hoch und setzen den Kot auf dem Nestrande ab, und dieser wird nach und nach mit einer harten Kruste überdeckt. Findest du in einem Baume oder in einem Strauch ein kleines, verlassenes Nest mit solcher Kruste, so weißt du, wer darin groß geworden ist. Nach dreizehn Tagen verlassen die Jungen das Nest im dunklen Jugendkleid, dem noch jegliches Gelb mangelt. Eine Brut beansprucht von der Ablage des ersten Eies bis zum Flüggewerden der Jungen rund einen Monat. Auf die erste Brut folgt in der Regel eine zweite, oft auch eine dritte. Die Girlitze vermehren sich also stark, demgegenüber sind die Verluste durch Greifvögel und Eulen sehr gering. Nur 134 Girlitze wurden bei der uns bekannten Auszählung festgestellt. Die hohe Vermehrungsrate hat wahrscheinlich zu der erstaunlichen Weiterverbreitung der Art beigetragen.

Die Nahrung der Girlitze besteht sicher überwiegend aus den kleinen Sämereien, wie sie Kreuzkraut- und Wegericharten, Gräser, Rettich und Raps, Wegewarte und Vogelmiere, Habichtskraut und Birke liefern. Insekten nehmen sie wohl nur gelegentlich zu sich. Bisher wurden mir aus dem Schrifttum nur Larven der Lärchenminiermotte und Blattläuse als Girlitznahrung bekannt.

Die meisten der in Deutschland brütenden Girlitze suchen im Herbst südlichere Gebiete auf. Sie beenden ihre Reise in den Mittelmeerländern; die dort ansässigen sind Standvögel. Deutsche Ringvögel wurden aus Italien, Südfrankreich und

Spanien gemeldet. Fünf Girlitze, die bei Halle ihren Ring erhielten, wurden später in Italien angetroffen, ein bei Eisleben beringter in Südfrankreich. Girlitze, die bei Dessau und Hildesheim beringt worden waren, wurden in Italien und Frankreich gefangen. Girlitze überwintern niemals in Gebirgen, sondern nur in klimatisch begünstigten Gebieten. Deutschland hat im Laufe der letzten hundertfünfzig Jahre einige Vogelarten als Brutvögel eingebüßt, darunter sehr eindrucksvolle Vertreter, wie den Schlangennadler. Andere Arten sind nur noch in wenigen Paaren vertreten. Demgegenüber ist erfreulich, daß sich im gleichen Zeitraum einige Arten neu eingebürgert haben. Dazu gehört der Girlitz. Er ist zwar nur ein kleines Kerlchen, das den meisten unbekannt bleibt. Dem Kundigen aber imponiert er durch die ihm innewohnende Kraft, seinen Wohnbereich so erstaunlich zu erweitern, und durch seine unverwüsthche Sangeslust. Er ist zudem ein Vogel, der uns durch seine Ernährung keinerlei Kopfzerbrechen bereitet. Freuen wir uns also dieser Bereicherung unserer Vogelwelt!

DER HÄNFLING

Nachdem dir der größte Vertreter der einheimischen Körnerfresser, der schnabelgewaltige Kernbeißer, vorgestellt wurde, dazu das kleinste Mitglied dieser mehr oder weniger buntfarbigen Gesellschaft, der Girlitz, sollst du auch den besten Sänger unter ihnen kennenlernen, den Hänfling. Seines Gesanges wegen wurde er zu einem der beliebtesten Stubenvögel. Leider verliert er in der Gefangenschaft seinen schönsten Schmuck, das zarte Karminrot an Brust und Stirn, das ihm neben seiner kastanienbraunen Oberseite und dem Grau an Kopf und Hals so gut steht. Dem freilebenden Hänflingsmännchen fehlt ebenfalls das zierende Rot im neuen Kleide, das es nach der Mauser im Herbst trägt, weil es durch die grauen Säume der neuen Federn fast völlig verdeckt wird. Erst nach neun Monaten haben sich die Federn so weit abgerieben, daß das Rot zum Vorschein kommt. Auch beim Hänfling ist also der neue Anzug der schlichtere, der abgetragene dagegen der farbenschöne. Am fliegenden Vogel erkennt man weiße Abzeichen an Schwingen und Schwanz. Das Weibchen ist unscheinbar. Sein graubraunes Kleid ist dunkel längsgefleckt. Farbabänderungen kommen vor. Es gibt Männchen, bei denen der im allgemeinen weißliche Bürzel rot gefärbt ist, und manchem Weibchen erblüht an der Brust das blasse Rot. Im Fluge erkennt man Hänflinge daran, daß sie fleißig ihren Lockruf hören lassen, ein hastiges, metallisch klingendes „Gegegege“. Diese Laute werden auch in das eilig vorgetragene, aus flötenden und krähenden Tönen bestehende Lied eingeflochten. Gerade diese Rufe machen das Hänflingslied, das recht melodisch und abwechslungsreich ist, leicht kenntlich. Beim Singen sitzt der Hänfling gern auf einem Leitungsdraht, überhaupt an einer Stelle, die ihm freie Sicht gewährt. Auf Deckung gegen

Feinde ist er also nicht bedacht. Mitunter singt er auch im Fluge.

Er liebt wie mancher andere Vogel, den du kennenlernst, die offene Landschaft mit dem lieblichen Wechsel von Feld und Wiese, von Hecken und Gehölzen und fehlt zur Brutzeit wohl keiner Kleingartenanlage und keinem größeren Park, wo ihn Sträucher zum Bleiben verlocken. Mit Sicherheit brütet er dort, wenn Wiesen benachbart sind, weil er die reifenden Samen der Gräser und Blumen zur Aufzucht seiner Jungen braucht. Mit Vorliebe gründet er sein kleines Heim in einem Friedhof mit Lebensbäumen verschiedenen Alters. Im Walde darfst du ihn nur auf Lichtungen und in Fichtenschonungen erwarten, auch am Waldrande, falls unter den Baumkronen dichtes Unterholz wuchert. Die Gebirge bewohnt er noch in Höhen, die andere Vögel meiden. Heyder stellte ihn als Brutvogel am Fichtelberg in 1050 Meter Höhe fest. Weil der Hänfling bereits im April mit dem Bau des Nestes beginnt, vertraut er es bei der ersten Brut in der Regel einem dichten Nadelbusch an, einer jungen Fichte oder Tanne, einer Kiefer oder Lärche, einer Eibe oder einem Wacholder, später aber auch Laubbäumen, wobei er die „wehrhaften“ Sträucher, wie Weiß- und Schwarzdorn, Stachelbeer- und Johannisbeerbüsche oder auch verschiedene Bäume mit verworrenem Gezweig, bevorzugt. Die meisten Nester befinden sich nur ein bis zwei Meter über dem Boden, seltener auch nahe am Boden in Ginster- und Heidekrautgesträuch, noch seltener auf dem Boden im Schutze vorjährigen Grases. Notfalls weiß er sich besonderen Lagen anzupassen. In einem teilweise trockengelegten Luch bei Berlin wurden die Hänflinge einer bestimmten Gegend zu Bodenbrütern. In dieser baum- und straucharmen Landschaft legen sie die Nester in Riedgrasbüscheln an. Auch Holzstapel und Efeu-wände werden vom Hänfling zu Nistplätzen erkoren. Das Nest ist ein echtes Finkennest, solid aus Würzelchen und Fasern, Halmen und Reisern gewoben, innen mit Federn, Haaren, Stoffresten oder auch Bindfäden weich ausgestattet.

Nur das Weibchen baut; das Männchen begleitet es singend, wenn es die Niststoffe sammelt. Es singt auch, wenn das Weibchen baut und wenn es die fünf bis sieben Eier bebrütet, die von Stieglitzeiern kaum zu unterscheiden sind. Manchmal reicht es der Gattin etwas Futter aus dem Kropf, doch können die wenigen Gaben den Nahrungsbedarf nicht decken. Das Weibchen verläßt deshalb mehrmals das Gelege. Auch auf diesen Nahrungsausflügen wird es vom Männchen begleitet. Manche Männchen lösen ihre Gattin in den späten Nachmittagsstunden für kurze Zeit beim Brüten ab. Das Pärchen führt überhaupt ein inniges Familienleben. Man sieht die beiden fast immer vereint. Wenn die wenig bedauten Jungen geschlüpft sind, müssen sie in den ersten Tagen vom Weibchen viel gehudert werden. Während der Zeit übergibt das Männchen dem Weibchen die Nahrung, dieses verteilt sie an die Jungen. Später fliegen beide Gatten gemeinsam aus, um unreife, milchende Sämereien zu sammeln, und kehren auch gemeinsam zurück. Zuerst fliegt der eine Gatte ans Nest und füttert reihum die Jungen. Dann fliegt er ab, und nun setzt der andere die Fütterung fort. Fühlen sich die Vögel beobachtet, dauert es lange, bis sie den Flug zum Nest wagen. Manchmal fliegen sie ab und kehren in großen Bögen zurück. Steinfatt fand durch ganztägige Beobachtungen, daß ein Pärchen an zwei Tagen in der Zeit von drei bis zwanzig Uhr fünfzigmal fütterte, das Weibchen einige Male öfter als das Männchen.

In den ersten Tagen verschlucken die Alten die Kotballen, aber etwa vom vierten Tage an setzen die Jungen den Kot auf dem Nestrand ab. Er wird von den Alten zum Teil weggetragen, zum Teil verbleibt er und legt sich wie ein Kranz auf den Rand des Nestes. Nach dreizehn bis vierzehn Tagen verlassen die Jungen im weibchenähnlichen Kleid das Nest. Einige Tage bleiben sie noch unter der Obhut der Eltern, bis diese zur zweiten Brut schreiten. Eine Brut beansprucht vom Beginn des Nestbaues bis zum Flüggewerden der Jungen ungefähr fünfunddreißig Tage. Junge Hänflinge sind übrigens

sehr schwer aufzuziehen, weil ihnen der Mensch zwar mit Mühe unreife Sämereien beschaffen, diese aber nicht enthüllen kann. Außerdem führen die Alten, die die Samen erst in ihrem Kropf aufweichen, den Jungen sicher manche Stoffe zu, die wir nicht kennen, die aber zu ihrem Gedeihen notwendig sind.

Im allgemeinen nährt sich der Hänfling vorwiegend von pflanzlicher Kost. Er liest die Sämereien entweder vom Boden auf, oder er zupft sie aus den Fruchtständen; gern plündert er die Lampen des Löwenzahns. Es liegen aber auch Beobachtungen vor, daß Hänflinge Blatt- und Blutläuse schmausten und daß sie ihren Jungen Räumchen zutrugen. Überwinternde verzehrten die an Lärchenzweigen sitzenden Raupen der Lärchenminiermotte.

Es gibt unter den Hänflingen Strich- und Zugvögel. In Nord- und Mitteldeutschland trotz gar mancher der Hänflinge den Unbilden des Winters; im milderen Südwestdeutschland überwintern sie scharenweise. Die meisten verlassen uns aber im Herbst in südwestlicher Richtung und gelangen bis Südfrankreich und Spanien. Einzelne setzen die Reise bis Nordafrika fort. Vor dem Abzug bevölkern sie nahrungssuchend Felder und Ödland, besonders auch Eisenbahndämme. Von den Unkräutern, die dort gedeihen, schätzen sie besonders den Samen der Nachtkerze. Abends fallen solche Schwärme zum Übernachten in Nadelbeständen oder in dichtem Laubholzgebüsch ein, in denen sie sich vor den nächtlich jagenden Eulen einigermaßen sicher fühlen. Doch fordern Waldkauz und Waldohreule, wenn sie eine solche Schlafgesellschaft entdecken, ihren Tribut. Hänflinge, die in den Jahren 1933, 1934 und 1938 bei Halle beringt worden waren, wurden in Südfrankreich bei Toulouse und bei Dromé (Rhônegebiet) festgestellt. Einer, der bei Turnhout in Belgien am 18. September 1949 markiert worden war, vielleicht ein Durchzugsgast aus Skandinavien, war am 1. November bei Madrid, hatte demnach vom Beringungsort aus mindestens 1350 Kilometer zurückgelegt. Ein dänischer Hänf-

ling gelangte bis Algerien, ein Schweizer landete auf der Insel Mallorca.

Im März treffen die Hänflinge wieder bei uns ein. Ob die kleinen Schwärme, die ich im Februar verschiedener Jahre im Leipziger Südfriedhof antraf, überwinterte oder frühzeitig zurückgekehrte waren, läßt sich nicht entscheiden. Ab und zu glückt es, an einem Märztage auf freiem Felde die Ankunft einer Heimkehrerschar zu erleben. In eiligem Flug kommt der Schwarm unter lebhaftem Rufen näher und fällt in einem Gebüsch oder in einer Baumgruppe ein. Zunächst wird etwas Umschau gehalten, dann lassen sich einzelne zur Nahrungssuche auf den Boden. Bald folgen ihnen die andern.

Streichende und ziehende Hänflinge, die den Aufenthalt auf freiem und den Flug über baumloses Gelände nicht scheuen, werden, wie die Erfahrung lehrt, von Greifvögeln gezehntet, hauptsächlich vom Sperber. Von den rund zweitausend Ruffungen, die gefunden wurden, konnte bei 1164 der Täter nicht ermittelt werden. Doch bleiben immer noch genug der Hänflinge, die mit dem bunten Federkleid des Männchens, seinem reizenden Gesang und seinem sanften Wesen zu den anziehendsten Erscheinungen unsrer Vogelwelt gehören.

DER STEINSCHMÄTZER

Der Steinschmätzer liebt die Einsamkeit, geröllreiches, steinigtes, unfruchtbares Gelände, sei es in der Ebene oder hoch oben im Gebirge in der Nähe eines Gletschers. Ganz Europa ist ihm zu eigen bis zum hohen Norden. Wenn du ihn kennenlernen willst, mußt du größere Sandgruben oder Steinbrüche, Bergwerkshalden oder die Umgebung von Braunkohletagewerken, weiträumiges Bahngelände oder Lagerplätze von Baufirmen aufsuchen. Plötzlich fliegt vor dir in einiger Entfernung ein sperlingsgroßer Vogel mit weißem Bürzel knapp über dem Erdboden dahin und läßt sich auf einem Steinhaufen nieder. Das ist er. Steil aufgerichtet, schaut er unverwandt zu dir her, macht schnell einige Bücklinge und wippt aufgeregt mit dem Schwanz. Dann läßt er sich wieder fallen, springt hurtig über den Boden dahin und verschwindet. Auf einmal ist er wieder da, und wieder lugt der scheue Vogel mißtrauisch nach dir aus.

Das Männchen ist im Brutkleid eine elegante Erscheinung. Von der grauen Oberseite heben sich der weiße Überaugenstrich und ein breiter, schwarzer Wangenstreifen, der schmal am Schnabel beginnt und bis zum Hinterhals reicht, deutlich ab. Die weiße Unterseite ist an Brust und Kehle rostgelblich überhaucht. Die Schwinge sind schwarz. Wenn er fliegt, kommen der weiße Bürzel und der weiße Schwanz, den eine schwarze Binde begrenzt, schön zur Geltung. Im Ruhekleid, das es durch die Herbstmauser erhält, gleicht das Männchen dem erdbraunen Weibchen. Wie entsteht aber aus dieser unscheinbaren Tracht das schmucke Hochzeitskleid, das es im Frühling trägt? Nicht durch Abnützung des Gefieders, wie es beim Hänfling und beim Gartenrotschwanz der Fall ist, sondern durch eine erneute Mauser des Kleingefieders im Winterquartier!

Einem aufmerksamen Beobachter verrät sich der Steinschmätzer gewöhnlich durch sein hellfarbenes Kleid. Oft aber verkündet der menschenscheue, furchtsame Vogel durch harte, rauhe Rufe, die wie „Giw-töck-töck“ klingen, seine Anwesenheit. Sein kurzes, anspruchsloses Lied besteht aus solchen Rufen, denen meist gepreßte, unreine Töne eingefügt sind, selten ein angenehmer, wohl lautender Pfiff. Die einzelnen Strophen klingen recht verschieden und lassen sich nur unvollkommen durch Silben wiedergeben. Zwei Beispiele mögen dir zeigen, daß die knarrenden Töne in den Strophen vorherrschen: „Derrr—zwizwi-derr-zwi“, „Derr-ritzeri-der-ritzeri“. Die gequetschten Töne werden regelmäßig etwas breit gezogen. Nun wirst du verstehen, daß der Steinschmätzer seinen Namen, der seinen Aufenthalt und sein Lied charakterisiert, zu Recht trägt.

Nach der Ankunft im April besetzt das Männchen ein Revier, das es gegen Artgenossen seines Geschlechts zäh verteidigt. Manchmal tragen zwei Kampfhähne ihre Streitereien in der Luft aus und zeigen dann dem Zuschauer zu seiner Freude das viele Weiß und Schwarz in ihrem Gefieder. Der Steinschmätzer ist überhaupt ein unverträglicher Geselle, der mit seinesgleichen oder auch mit den Vögeln, die mit ihm das Brutgebiet teilen, in beständiger Fehde lebt. Während der Paarungszeit erhebt sich das Männchen öfter singend zum Balzflug. Es steigt schräg in die Luft, fliegt dann eine Strecke waagrecht geradeaus und läßt sich mit weitgefächertem Schwanz und ausgebreiteten Flügeln im Gleitflug wieder herab. Nur wenige Vogelkundige beobachteten bisher ein anderes Balzgehaben des Männchens, einen Balztanz. Der Vogel wirft sich in einer Mulde oder auch in ebenem Gelände mit gefächertem Schwanz und gebreiteten Schwingen sehr kräftig und schnell hin und her, so daß nur eine wirbelnde, weiße Federmasse zu sehen ist.

Das Brutverhalten des Steinschmätzers ist noch nicht in allen Einzelheiten bekannt. Neuerdings erst stellte K. H. Berck fest, daß sich beide Gatten am Bau des Nestes beteiligen.

Dieses wird immer dort untergebracht, wo es unbedingt gegen Sicht von oben gesichert ist. Du findest es in Haufen aus größeren Steinen, in denen sich passende Zwischenräume finden, in Felsspalten, in Kaninchenlöchern. Du kannst vielleicht einmal ein Pärchen zum Ansiedeln in einer Sandgrube verlocken, indem du in eine Wand, die nicht dem Abbau unterliegt, ein tieferes Loch bohrst. Ein Nest, das ich durch die Beobachtung fütternder Altvögel entdeckte, befand sich unter einer Eisenplatte, die an Felsblöcke gelehnt war. Auch zwischen aufgeschichteten Brettern oder Eisenbahnschwellen werden Nester angelegt, und wo in Mooren Torfstücke zum Trocknen aufgehäuft werden, findet der Steinschmätzer geeignete Plätzchen für sein Nest. Dort hebt sich die lichte Gestalt des Männchens prächtig von der dunklen Nestumgebung ab. Verlassene Röhren von Uferschwalben werden ebenfalls bezogen. Über einen merkwürdigen Nistplatz berichtete Carl Hilgert. Das von ihm beobachtete Nest befand sich dort, wo zwei Eisenbahnschienen zusammenstießen, die durch eine Lasse verbunden waren. Das Pärchen hatte ausgerechnet hier gebaut, obwohl täglich 170 Züge die Strecke befuhren. Als die Jungen beinahe flügge waren, saßen sie über dem Nestplatz in einer Reihe auf der Schiene. Sobald sich ein Zug näherte, ließen sie ihn bis auf etwa 30 Meter herankommen und stürzten dann in ihr Versteck, um, „sobald der Zug vorüber war, wieder dieselbe Stellung in Reihe und Glied auf der Schiene einzunehmen“.

Das Nest selbst befindet sich immer erst in einiger Entfernung von dem möglichst engen Eingang. Es ist ein flacher Bau aus den üblichen Niststoffen, innen mit Federn, Haaren und Wolle ausgekleidet. Die fünf bis sechs blaßbläulichen Eier werden erst im Mai gelegt und vom Weibchen vierzehn Tage bebrütet. Die Jungen tragen auf der Oberseite ziemlich viel graue Dunen. Sie werden von beiden Eltern gefüttert. Die fütternden Vögel sichern jedesmal, bevor sie in den Nesteingang schlüpfen. Mit fünfzehn Tagen sind die Jungen flügge. Einige Tage später können sie schon leidlich fliegen. Bei Gefahr ver-

kriechen sie sich unter Steine und Gestrüpp. Ihr Gefieder gleicht dem des Weibchens, doch ist die rostbräunliche Oberseite gelblich gefleckt. Den kennzeichnenden weißen Bürzel besitzen auch sie bereits.

Die Frage, ob der Steinschmätzer in Deutschland jährlich zweimal brütet, stand bis vor kurzem noch offen. Wie ich aber aus dem ersten Heft des Jahrgangs 1953 der Zeitschrift „Vogelring“ erfahre, hat ein von K. H. Berck beringtes Pärchen im Jahre 1950 bei Frankfurt am Main zwei Bruten gezeitigt. Wieder einmal hat also der Ringversuch eine strittige Frage geklärt. Der Verfasser bemerkt allerdings selbst, daß aus dieser Einzelfeststellung noch nicht geschlossen werden dürfe, daß Zweitbruten bei Steinschmätzers im ganzen Unterraingebiet die Regel seien. Nun muß durch Beringung von Steinschmätzern in den verschiedensten Gegenden Deutschlands noch erkundet werden, wie sich die Paare dort verhalten. Das ist eine lockende und lohnende Aufgabe für junge Vogelforscher!

Bis zum Herbst mausern die Jungvögel das Kleingefieder, die Alten aber erneuern alle Federn. Als Kerbtierfresser sind die Steinschmätzer gezwungen, den Winter dort zu verbringen, wo ihnen diese Kost zur Verfügung steht. Deshalb suchen sie die steppenartigen Gebiete in Mittelfrika auf bis ungefähr zum zehnten Breitengrad. Ende Oktober sind wohl alle Steinschmätzer aus Deutschland abgezogen. Auf dem Herbstzug rasten sie gern in Kartoffelfeldern, die ihnen Schutz gegen gefiederte Feinde gewähren. Während der Zugzeiten wird unser Vaterland von den Steinschmätzern durchquert, die die unwirtlichen Flächen des hohen und höchsten Nordens bewohnen, selbst grönländische sind unter ihnen. Sie gleichen den Steinschmätzern, die in Deutschland zu Hause sind, in der Gefiederfärbung, unterscheiden sich aber von ihnen durch längere Flügel. Die Flügel von Männchen der in Deutschland brütenden Rasse, die als *Oenanthe oenanthe oenanthe* (L.) bezeichnet wird, messen 93 bis 98 Millimeter, die der grönländischen Rasse *Oenanthe oenanthe leucorrhoea* (Gmelin)

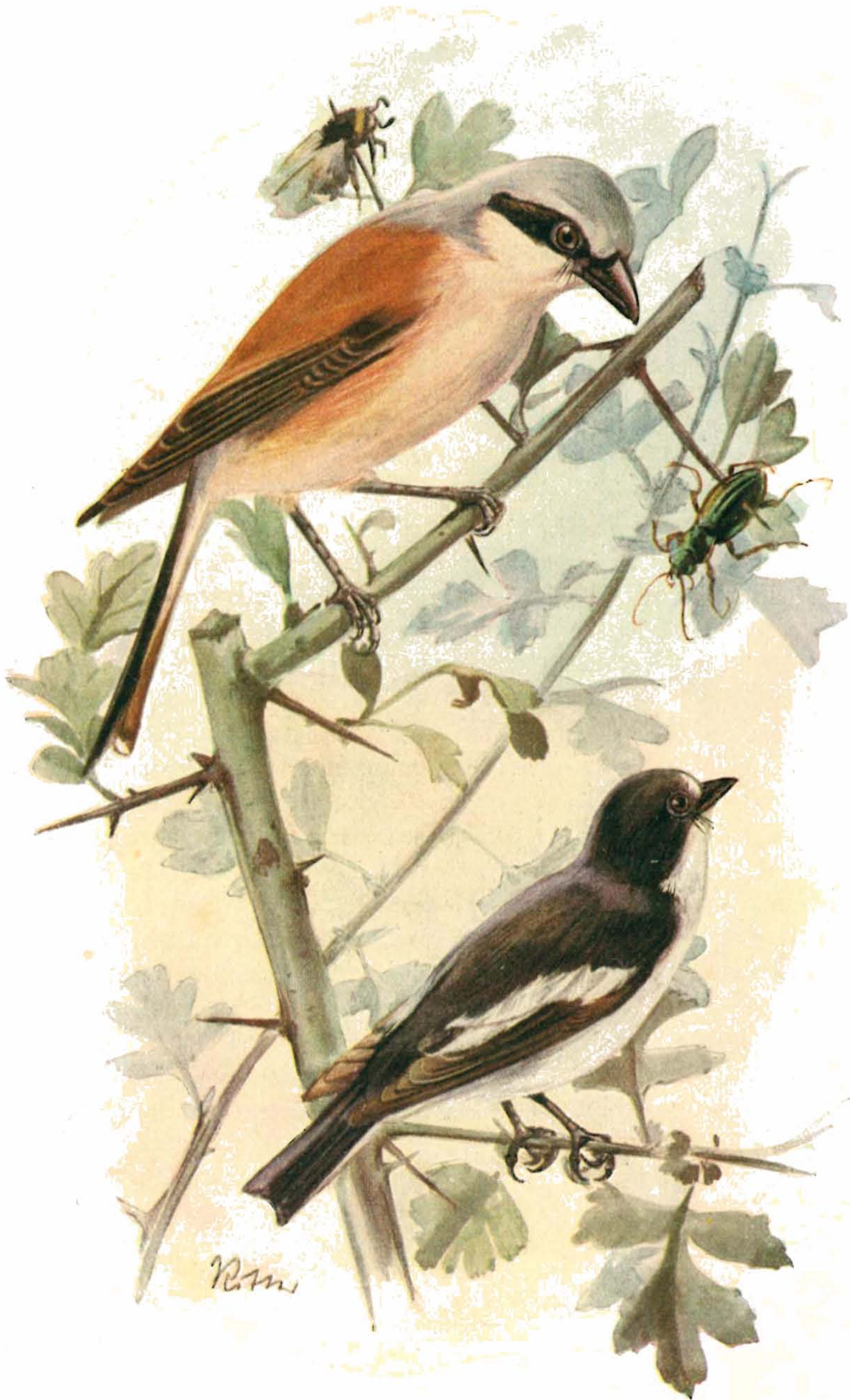
dagegen 102 bis 110 Millimeter. Besonders auf den Nordseeinseln wimmelt es während der Zugmonate von diesen Durchzüglern. Die größeren Flügelmaße werden jedenfalls bedingt durch die weitaus größeren Reisewege, die die Nordländer jährlich zweimal zurücklegen müssen. Du mußt bedenken, daß sie auch vielstündige Flüge über den Atlantischen Ozean zu bewältigen haben. Erst vor fünfzig Jahren ist man auf diese Unterschiede aufmerksam geworden. Falls du im Frühling oder Herbst einmal einen toten Steinschmätzer finden solltest, lohnt es sich, die Flügel zu messen. Bei den Weibchen sind die Maße um zwei bis drei Millimeter geringer.

Finnische Steinschmätzer wurden in Italien und Südfrankreich erbeutet, ein belgischer in Südspanien. Ein auf den Shetland-Inseln beringter gelangte bis nach Marokko. Leider liegt von deutschen Brutvögeln erst ein Fernfund vor. Ein am 9. September 1934 bei Halle markierter erreichte wie die bereits erwähnten auch nicht sein Reiseziel, sondern wurde am 19. März 1936 in Italien geschossen. Doch wurde durch die Beringung die Rückkehr von Jung- und Altvögeln in die Brutheimat erwiesen. Ein Ringvogel erreichte ein Alter von vier Jahren.

Der Steinschmätzer ernährt sich vorwiegend von den Kerfen, die sich auf dem Boden bewegen, daneben erbeutet er solche, die an Gräsern und niedrigem Gekrät sitzen. Auch fliegende sind vor ihm nicht sicher. Durch Beobachtungen und Magenuntersuchungen wurden kleinere Laufkäfer, Rüssel- und Dungkäfer als Beutetiere ermittelt, ferner Ameisen, Heuschrecken, Fliegen, Schmetterlinge, Raupen, Ohrwürmer, Tausendfüßler, Asseln und Spinnen. Ein Pärchen fütterte seine Brut hauptsächlich mit den Raupen des Tagpfauenauges, die massenhaft an Brennesseln saßen.

Häufig ist der Steinschmätzer nicht, und daraus erklärt sich, daß bisher nur 150 Rupfungen gefunden wurden, darunter

Rotrückenwürger
Trauerschnäpper





B. M. S.

auch Rupfungen von Angehörigen der grönländischen und der auf den Färöer lebenden Rasse.

Der Steinschmätzer ist neben Hauben- und Heidelerche, neben Brachpieper und Triel einer der wenigen Vögel, die ärmstes, ödestes Gelände beleben. Da er zudem der menschlichen Wirtschaft nicht den geringsten Schaden zuzufügen vermag, ist er in jeder Beziehung ein höchst erfreulicher Vertreter der Vogelwelt.

Kleiber
Mauerläufer

DIE HEIDELERCHE

Zum Köstlichsten, was mir die Vogelwelt meiner Heimat schenkte und noch schenkt, gehören die Lieder der Heidelerche. Mit immer neuem Entzücken lauscht man ihren weichen, schwermütigen, lullenden Strophen. Jeder, aber auch jeder, der diese einschmeichelnden Weisen vernimmt, stimmt begeistert in das Lob der Sängerin ein. Geradezu ergreifend wirkt ihr Gesang in einer stillen, mond hellen Nacht weitab von allem Menschengetriebe. Keiner der Vögel, die Deutschland bewohnen, singt so anhaltend wie die Heidelerche. Über einer Waldblöße oder einer Kiefernheide kreisend, trägt sie eine halbe Stunde und länger ihre Strophen vor, von denen jede etwas anders gestaltet und von der vorhergehenden durch eine kurze Pause getrennt ist. Die eine besteht aus Tönen gleicher Höhe, in der nächsten fallen sie ab, in der folgenden steigen sie vielleicht wieder an. Bei der einen Strophe sind die Töne gleich lang, in der nächsten wechseln kurze und lange taktmäßig ab. Die eine besteht aus gestoßenen, aus Staccato-Tönen, die nächste aus zwei- bis dreisilbigen, verbundenen Motiven, und gerade diese verbundenen Töne verleihen dem Heidelerchengesang das Lullende, Weiche, Rührende. Ganz herrlich sind auch die Strophen mit den auf- und abwogenden Tönen, die denen der Nachtigall an Schönheit völlig gleichen. Cornel Schmitt und Hans Stadler haben in einer Arbeit über die Gesänge und Rufe der Heidelerche fast sechs Seiten mit Notenbeispielen gefüllt. Die das Lied beherrschenden Vokale sind „ü“ und „i“. Einzelne Strophen, von denen jede aus fünf bis acht Tönen besteht, lassen sich durch folgende Silben verdeutlichen: „Didldidldidldidl, lüllüllüllüllüll, wietewietewietewiete, dalüdalüdalüdalü, türrtürrtürrtür, ziddedaziddedaziddeda, wiawiawiawiawia, wietwietwietwiet“. In der Zeit von 6.40 bis 8.14 Uhr, also in 114 Mi-

nuten, sang eine Heidelerche 48, 32 und 28 Minuten, im ganzen 108 Minuten; sie gönnte sich also nur zwei Pausen von sechs Minuten Dauer. Diesem wundervollen, einzigartigen Gesang, der völlig frei ist von schnarrenden oder zischenden Lauten, verdankt die Heidelerche ihren wissenschaftlichen Namen Lullula.

Zwar singt sie zuweilen auch auf dem Boden oder von einem hohen Baume aus, zumeist aber im Fliegen. Im Gegensatz zur Feldlerche steigt sie schweigend auf, und erst, wenn sie die Baumwipfel überstiegen hat, beginnt sie mit dem Gesang. In großen Bögen schwebt sie über dem Brutgebiet und erreicht mitunter Höhen, die denen der Feldlerche nicht nachstehen. Manchmal entschwebt sie dem Nistplatz so weit, daß sie dem Auge entwindet, kehrt aber schließlich zum alten Platz zurück. Hat sie sich niedergelassen, läuft sie mit zierlichen Trippelschritten dahin und ruft ab und zu „Didli“ oder „Tüllüt“ oder dreisilbig „Didloi“. Hält sie im Laufen inne, sträubt sie die Kopffedern zu einem niedlichen Häubchen. Wenn du dich ihr näherst, wird sie ängstlich, duckt sich und legt die Kopffedern zurück. Sichtet sie einen Sperber oder Baumfalken, legt sie sich platt auf den Boden und ist dann äußerst schwer zu sehen.

Sie ist die kleinste unserer Lerchen. Die fahlbraune Oberseite ist dunkel längsgefleckt, die rahmfarbene Unterseite spärlicher. Von Feld- und Haubenlerche kannst du sie an dem deutlich sichtbaren, weißlichen Streifen unterscheiden, der die dunkle Kopfplatte vom Schnabel an umgibt, und an dem kurzen Schwanz. Männchen und Weibchen tragen dasselbe Kleid.

Ihr deutscher Name ist ebenfalls trefflich gewählt; denn sie bewohnt trockenes, sandiges, unfruchtbares Gelände, dem einzelne Bäume und Büsche nicht fehlen dürfen. Auch in den durch Kahlschläge oder Insektenfraß entstandenen Lichtungen der Fichten- und Kiefernwälder findet sie zusagende Brutgebiete. Wo in den Nachkriegsjahren solche Blößen entstanden, da stellte sich auch die Heidelerche ein. In einigen

Nadelwäldern der Leipziger Pflege, wo sie bisher schmerzlich vermißt wurde, ist sie jetzt ansässig geworden. Freilich wechselt ihr Bestand sehr. Sobald in den freien Flächen der Fichten- und Kiefernachwuchs aufwärtsstrebt und dichte Bestände bildet, wird ihr das Gelände verleidet, und sie zieht um. Am häufigsten ist sie in den Kiefernheiden östlich der Elbe vertreten. Im Gebirge wirst du ihr nicht allenthalben begegnen, auch da nicht, wo Nadelwälder grünen, doch wagt sie sich als wetterharter Vogel bis zur Tausendmetergrenze empor.

Zur Zugzeit trifft man sie natürlich auch an andern Orten an, auf Wiesen und Äckern, und dann heißt es, genau auf Stimme und Kopfstreifen achten, um sie zu bestimmen. Die Nächte verbringt sie auf dem Boden im Schutz von Erdschollen oder niedrigen Pflanzen.

Die Heidelerche ist ein Zugvogel. Die ersten Heimkehrer aus dem Winterquartier treffen bereits im Februar im Brutgebiet ein. Sie treiben sich zunächst einige Tage ganz unauffällig umher, ohne zu singen. An einem sonnigen Märztag aber beleben sie dann die einsamen Fluren mit ihren beglückend schönen Weisen. Zwischen den singenden Männchen scheint es nicht zu Streitereien und zänkischen Verfolgungen zu kommen. Sie sind sicher verträglicher als die rauflustigen Männchen der Feldlerche. Bis Mitte März haben sich Männchen und Weibchen zu Pärchen vereint, und bald darnach beginnt das Weibchen mit dem Bau des Nestes. Es wird nach Lerchenart in einer Bodenvertiefung unter überhängenden Grashalmen oder unter einem krüppelhaften Nadelbusch angelegt. Das tiefe, wohlgerundete Nest wird recht ordentlich aus Queckenwurzeln, Grashalmen, Flechten und Moos zusammengefügt und innen sparsam mit Federn und Tierhaaren ausgelegt. Es ist immer so gut versteckt, daß man es nur sehr schwer oder durch einen Zufall findet. Die drei bis fünf braungefleckten Eier werden ausschließlich vom Weibchen bebrütet, das sehr fest sitzt und erst dann auffliegt, wenn der Fuß des zufällig vorbeigehenden Menschen es beinahe be-

rührt. Das Männchen wacht auf einem erhöhten Punkt in der Nähe, auf einem Bäumchen, einem Stein oder einer Erdscholle, warnt die Gattin bei nahender Gefahr und unterhält sie außerdem durch fleißiges Singen. Das Weibchen muß sich aber selbst ernähren und verläßt oft stundenlang das Gelege, ohne daß dieses durch das lange Fernbleiben der Brüterin Schaden erleidet. In den letzten Tagen allerdings brütet es eifriger. Wird es in dieser Zeit durch einen Menschen oder ein Tier gestört, huscht es von dem Gelege, läuft mit hängenden Flügeln und breit gefächertem Schwanz zitternd über den Boden, fliegt auch eine kurze Strecke dicht über der Erde dahin, läßt sich wieder nieder und lockt auf diese Weise den wirklichen oder vermeintlichen Feind, der das scheinbar kranke Tier erlangen will, vom Nest fort.

Die Jungen schlüpfen nach dreizehn bis vierzehn Tagen, wie das bei den meisten Singvögeln der Fall ist, und werden von beiden Eltern gefüttert. Steinfatt stellte fest, daß von 246 Fütterungen 178 auf das Weibchen und 168 auf das Männchen entfielen. Im Alter von vier Tagen erhielten die Jungen 79 Futtergaben, drei Tage später aber 113. Da sie nur mit Kerbtieren gefüttert werden, setzen sie umhütete Kotballen ab, die von den Eltern fortgetragen werden. Die Altvögel fliegen niemals ans Nest, sondern fallen zehn bis fünfzehn Meter vor diesem ein. Sie sind also sehr vorsichtig. Nachdem sie einen Augenblick nach oben gesichert haben, begeben sie sich laufend an das Nest und verlassen es auch dann auf dieselbe Weise, geschützt durch die Pflanzen der Umgebung. Die Jungen sind nicht nur durch die verborgene Lage des Nestes, sondern auch durch ihr geflecktes Nestkleid ausgezeichnet gegen Sicht getarnt. Alle liegen mit dem Schnabel nach der Richtung, aus der die Eltern nahen. Diese bringen stets mehrere Kerbtiere im Schnabel herbei, so daß bei jeder Fütterung für einige oder alle Schnäbel etwas abfällt. Die Jungen verhalten sich im Nest ganz ruhig. Sobald sie aber den Lockruf des fütternden Altvogels vernehmen, das schöne „Tülelü“, antworten sie mit leisen Bettelrufen. Im Alter von

sieben Tagen laufen sie den Eltern etwa zwanzig Zentimeter entgegen, am neunten Tage bis auf ein Meter. Steinfatts Schilderung dieser Vorgänge sei hier wiedergegeben: „Es gewährte einen sonderbaren Anblick, wenn die aus dem Neste laufenden Jungen ihren Eltern die Häse und aufgesperrten Schnäbel mit den gelben Sperrachen und den auffallenden drei schwarzen Zungenpunkten weit entgegenstreckten und etwas mit den Flügeln zitterten. Wer sich so am stärksten hinzudrängte, erhielt als erster Futter. Aber auch im Nest zurückgebliebene Junge kamen meist zu ihrem Recht. Zuweilen blieben sie auch eine bis drei Minuten aus dem Nest fort und kamen auf verschiedenen Wegen, auch durch sichthinderndes Gras, wieder zum Nest zurück, was für ein ausgezeichnetes Vermögen der Zurechtfindung spricht.“ Nach Steinfatts Beobachtungen verlassen die Jungen am neunten Tage das Nest endgültig. Heinz Eberhard Krampitz berichtet, daß dies an anderen Nestern erst am elften Tage geschah. Derselbe Beobachter behauptet im Gegensatz zu Steinfatt und anderen Gewährsmännern, daß er an sechs Nestern nur das Weibchen beim Füttern beobachtet habe, das Männchen habe sich lediglich als gewissenhafter Wächter betätigt und dadurch die Aufzucht der Brut gefördert. Es gilt also, unsere Kenntnisse über diese Frage noch durch weitere zuverlässige Beobachtungen zu ergänzen. Vielleicht kannst du dich bei Gelegenheit dieser Aufgabe unterziehen und einen Beitrag zur Lebensweise der Heidelerche liefern! Nach dem Verlassen des Nestes wachsen die zunächst völlig flugunfähigen Jungen sehr rasch heran und gleichen nach einigen Tagen den sie begleitenden und fütternden Altvögeln, so daß sie von diesen kaum zu unterscheiden sind. Wenn sie selbständig sind, trennen sie sich von den Eltern, und diese ziehen an einer anderen Stelle eine zweite Brut auf. Diese Familie hält für längere Zeit zusammen. Bis zum Herbst mausern alt und jung das ganze Gefieder.

Den Winter verleben die meisten Heidelerchen in den Mittelmeerländern, einzelne wandern bis Nordafrika. In klima-

tisch begünstigten Gegenden Deutschlands werden öfters auch überwinterte festgestellt. Leider haben uns noch keine Ringvögel über ihre Wanderwege unterrichtet. Auch von den drei Heidelerchen, die ich am 17. Mai 1951 auf einem Kahlschlag inmitten der Nadelwäldchen bei Naunhof, Kreis Grimma, beringte, ist keine Rückmeldung eingelaufen.

Die Heidelerche ist wie alle Lerchen auf Mischkost eingestellt, auf Sämereien und Kerbtiere. Nach den Beobachtungen Steinfatts wurden die Jungen mit Raupen, Blattwespenlarven, Käfern, Fliegen, Bremsen, Kleinschmetterlingen, Heuschrecken und Spinnen gefüttert. Auch zwei kleine Gehäuse-schnecken wurden ihnen zugetragen. Magenuntersuchungen erwiesen, daß sie viele kleine Käfer verzehren, insbesondere die schädlichen Kurzrüßler, und außerdem die Samen von Unkräutern und Kiefern. Von Getreidekörnern scheinen sie nur Haferkörner aufzunehmen.

Wer eine Heidelerche zur Nachbarin hat, wird sich ihres Gesanges besonders während der ersten Lenztage von Herzen erfreuen, mit der Zeit ihn aber als etwas Selbstverständliches hinnehmen wie das Lied der Feldlerche, das zur Sangeszeit überall zu hören ist, wo Felder und Wiesen sich breiten. Wer es aber lange Zeit, vielleicht jahrelang missen mußte, dem werden ihre Lieder zu einer so beglückenden, unvergeßlichen Freude, daß er ihr zuliebe auch eine kleinere oder größere Reise nicht scheut. Alfred Brehm und Johann Friedrich Naumann, um nur einige recht bekannte Namen zu nennen, preisen die Heidelerche und ihr Lied in begeisterten und begeisternden Worten.

DER ROTRÜCKENWÜRGER

Vor Jahren machte mich einmal ein Junge unterwegs auf eine Hummel aufmerksam, die an einem Rosenbusch aufgespießt war. Es mußte ein Rotrückengewürger im Garten sein. Wir schauten uns um und gewahrten das farbenschöne Männchen auf der Spitze einer mittelgroßen Fichte. Wir suchten nach weiteren Opfern des Vogels und fanden eine Maus und eine Zauneidechse. Die Maus hing noch jahrelang an dem Weißdorn und glich zuletzt einem ausgefranstem Bindfaden. Die Eidechse war am andern Tag verschwunden, also wohl verzehrt worden. Daß der Rotrückengewürger größere Insekten und kleinere Wirbeltiere auf Dornen und Stacheln spießt, mußte von jeher aufmerksamen Beobachtern auffallen und gab Veranlassung, den Vogel Dorndreher und Neuntöter zu nennen. Der Name Dorndreher bedarf keiner Erklärung. Neuntöter nannte man den Vogel in der Meinung, daß er erst eine Anzahl Tiere, wenn auch nicht immer gerade neun, aufspieße, ehe er sie verzehre. Rotrückengewürger heißt er, weil der Rücken des Männchens wunderschön rostrot gefärbt ist. Das Männchen gefällt überhaupt durch die geschmackvolle Farbenverteilung auf seinem Gefieder. Oberkopf und Oberhals zeigen ein vornehmes Grau. Ein schwarzer Strich vom Schnabel bis hinter das Auge verleiht dem Gesicht einen strengen Zug. Die weiße Unterseite ist an Brust und Seiten durch weinrötlichen Anflug verschönt. Der Schwanz ist schwarz und weiß gezeichnet. Beim wesentlich schlichter gefärbten Weibchen sieht die gesamte Oberseite matt braunrot aus, die weißgraue Unterseite ist dunkel gewellt.

Es erhebt sich die Frage, warum der Würger größere Beutetiere aufspießt. Er tut es, um sie bequem zerreißen zu können. Raubvögel stellen sich auf die Beute und rupfen Stück

für Stück des Fleisches ab. Der Rotrückenwürger kann das nicht, weil er zu leicht ist. Er wiegt nur dreißig Gramm. Da würde er eine Maus immer wieder unter seinen Füßen hervorzerren, ohne zum Ziel zu kommen. Daß er die erbeuteten Tiere in vielen Fällen nicht gleich verzehrt, hat seinen besonderen Grund. Die Hauptnahrung des Rotrückenwürgers besteht aus größeren Insekten, wie Maikäfern und Laufkäfern, Heuschrecken und Grillen. Die harten Chitintteile dieser Tiere, die Flügeldecken, Beine und Köpfe, sind unverdaulich, werden im Magen zu Gewöllen zusammengeballt und durch den Schnabel ausgeschieden. Solange sich ein solches Gewölle im Hals befindet, kann der Würger nichts zu sich nehmen. Darum ergeben sich Freßpausen.

Bei sonnigem Wetter hält sich der Rotrückenwürger an die zahlreich vorhandenen Insekten. Treten aber an regnerischen und kühlen Tagen diese weniger in Erscheinung, vergreift er sich, der Not gehorchend, auch an Jungvögeln. Doch dürfte das kein Grund sein, den schönen Vogel, wie das besonders früher der Fall war, rücksichtslos zu verfolgen. Er macht solche Übergriffe wieder gut durch den Verzehr von Schädlingen. Von Insekten, die ihm zur Nahrung dienen, seien außer den genannten noch Wespen, Hornissen, Maulwurfsgrillen, Dung-, Juni- und Mistkäfer, Raupen und Schmetterlinge angeführt, von andern Gliedertieren Spinnen und Tausendfüßler. Ich fand auch aufgespießte Gehäuseschnecken. Von Wirbeltieren nimmt er alle, die er bewältigen kann, Mäuse, Spitzmäuse, Frösche, Eidechsen. Herrscht irgendwo eine Feldmausplage, fängt und tötet er, der Jagdleidenschaft folgend, mehr Nager, als er verzehren kann. So fand ich einmal an einem Stacheldrahtzaun über zwanzig aufgespießte Mäuse, die noch ziemlich frisch waren. Die Mäuse werden schon durch den derben Zugriff mit dem Schnabel getötet. Ein Würgerschnabel erinnert



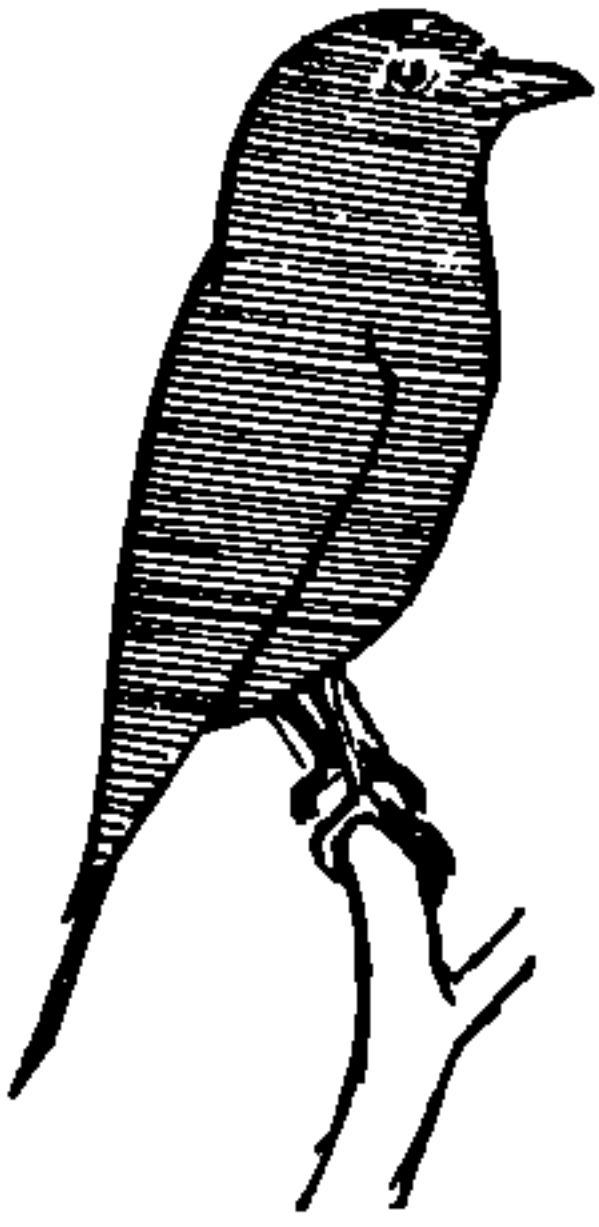
Schnabel des
Rotrückenwürgers,
am Oberschnabel
der „Zahn“

an den eines Raubvogels. Die Spitze des Oberschnabels ist hakenförmig gekrümmt und ragt über die des Unterschnabels hinweg. Dank diesem Hakenschnabel ist es dem Würger möglich, ein Wirbeltier zu zerreißen. Von solchen Tieren frißt er immer zuerst den Kopf oder wenigstens das Gehirn, wie übrigens auch Raubtiere unserer Heimat, etwa Marder und Wiesel, zu tun pflegen. Am Oberschnabel fällt ferner der sogenannte „Zahn“ auf, eine Vorwölbung kurz hinter der Spitze. Im Unterschnabel befindet sich eine entsprechende Einbuchtung. Solchen Zahn besitzen außer den Würgern auch die Falken. Die Kraft des Schnabels wurde mir schmerzlich bewußt, als ich ein Weibchen beringte, dem es gelang, mich in die Haut zwischen Daumen und Zeigefinger zu beißen. Zum Aufspießen gehören Dornen. Deshalb bewohnt der Rotrückenwürger vorzugsweise Hecken und Gebüsch mit dornigen Sträuchern in offenem Gelände, am Waldrand, in Hohlwegen, an Eisenbahndämmen, in Parkanlagen und auf Friedhöfen. Auch Fichtenschonungen bezieht er; hier spießt er Tiere auf die Zacken abgebrochener Zweige. Immer aber wählt er sein Brutrevier in der Nähe von Wegen und Straßen, weil er auf diesen bequem die Tiere erbeuten kann, die sich dorthin verirren.

Im Käfig aufgezogene Jungvögel üben das Aufspießen triebhaft. Sie nehmen einen Futterbrocken in den Schnabel und wischen damit an den Sitzstangen oder an den Gitterstäben des Käfigs entlang. Befestigt man in diesem einen Nagel, lernen sie den Brocken kunstgerecht aufspießen.

Außer dem Rotrückenwürger finden wir in Deutschland noch den Raub-, den Schwarzstirn- und den Rotkopfwürger; der Rotrückenwürger ist der häufigste, er kommt fast überall vor. Im Flachland siedelt er zahlreicher als in höheren Lagen. In den Alpen traf ich ihn brütend noch in Ehrwald, etwa tausend Meter über dem Meere. Bei Pottenstein im heckenreichen Frankenjura begegnete ich ihm bei jedem Spaziergang. Manchmal hätte ich den einen oder andern übersehen, wenn er geschwiegen hätte. Aber sein Warnruf, ein hei-

seres „Gäk“ oder „Gä“ oder „Grä“, ließ mich aufhorden und ihn entdecken. Nähert man sich einem solchen Rufer, so bekundet er seine Unruhe durch lebhaftes Schwanzwippen und durch ein ängstliches „Zäckäckäck“. Endlich fliegt er ab. Dabei läßt er sich zunächst von seinem Sitzplatz etwas fallen, fliegt knapp über dem Boden in flachen Bögen dahin und steigt erst kurz vor dem ausersehenen neuen Sitzplatz steil zu ihm auf. Sein Gesang, den er selten hören läßt, verdient keine gute Note. Der „ä“-Laut herrscht in dem grasmückenartigen Geschwätz vor. Bei Pottenstein lernte ich aber einen Sänger kennen, dem ich gern zuhörte, weil er vorzüglich spottete. Anklänge an die Lieder der Feldlerche, des Baumpiepers, des Hänflings und an Schwanzmeisenrufe waren unverkennbar. Das Männchen kehrt einige Tage früher aus dem Winterquartier zurück als das Weibchen, die meisten im ersten Drittel des Mai. Rotrückenwürger sind außerordentlich ortstreu. Sie beziehen wieder dieselben Reviere, die sie verlassen haben, und behaupten sie gegen andere Artgenossen. Wie man schon aus dem ungleichzeitigen Eintreffen aus dem Überwinterungsgebiet schließen kann, leben Männchen und Weibchen im Winterquartier nicht zusammen, führen also auch keine Dauerehe. Sie treffen sich erst am gewohnten Brutplatz und schließen nur eine Brutehe. Die Balz, die Werbung des Männchens um ein Weibchen, habe ich im Freien noch nicht beobachten können. Ich erlebte sie nur zur Pfingsttagung der Deutschen Ornithologen-Gesellschaft 1951 in Wilhelmshaven im Gelände des Max-Planck-Instituts für Meeresbiologie. Als dort ein während des Winters gekäfigtes Männchen zu einem Weibchen in die Volière gelassen wurde, nahm es auf seinem Sitzplatz sofort eine senkrechte Haltung ein, streckte den Kopf nach oben, zitterte mit den Flügeln, flog in die Nähe des Weibchens und sang, kehrte auf den Sitzplatz zurück und wiederholte das Ganze mehrmals. Das Nest wird vom Pärchen gemeinsam gebaut. Das Männchen betätigt sich hauptsächlich als Zuträger von Baustoffen, das Weibchen führt den Bau aus. Aus Stengeln, Reiserchen, Wollfäden, Fasern,



Steile Haltung
des Rotrückenvürgers

Würzelchen und Moos wird ein ziemlich fester Napf hergestellt, dessen Mulde mit Tierhaaren und Pflanzenwolle gefüttert wird. Die meisten Nester werden in Schwarz- und Weißdornbüschen angelegt, manche auf Obstbäumen, in Jungfichten, in Eichenjungwuchs. Mehrmals wurden auch Nester im Schilf gefunden und im Lichtbild festgehalten. Die meisten Nester aber befinden sich niedrig im Gebüsch, so daß man bequem in sie hineinsehen kann, einzelne knapp über dem Boden, andere mehrere Meter hoch in Bäumen. Das Nest ist nach drei bis vier Tagen fertig. Die vier bis sieben Würgereier sind leicht zu erkennen, weil sie auf grünweißlichem oder rotweißlichem Grunde in der Nähe des stumpfen Pols einen Kranz von Flecken aufweisen, die dunkler sind als die Grundfarbe, ihr aber entsprechen. Das Weibchen brütet, es wird vom Männchen gefüttert. Doch wurde durch Lichtbilder der Beweis dafür erbracht, daß bei manchen Pärchen das Männchen für kurze Zeit die Bebrütung der Eier übernimmt. Nach vierzehn bis fünfzehn Tagen erscheinen die völlig nackten Jungen. Sie werden von beiden Eltern eifrig gefüttert und gegen Feinde tapfer verteidigt. Auch Menschen werden lebhaft angegriffen, wenn sie sich dem Neste nähern. Photographen und Beringer wissen von dem Schneid der Vögel zu berichten. Wenn die Jungen das Nest verlassen, gleichen sie im Aussehen dem Weibchen. Wochenlang werden sie noch von den Alten gefüttert und umsorgt. Bis zum Abzug im Herbst vermausern sie das Kleingefieder, nicht die Schwung- und die Steuerfedern, und machen also eine Teilmauser durch wie die meisten Jungvögel. Im Winterquartier mausern sie dann bereits wieder, und zwar das ganze Gefieder, und nun gewinnen die Männchen das prunkende Brutkleid, das wir schon gesehen haben. Sehr oft müssen Rotrückenvürger statt der eigenen Jungen einen Kuckuck aufziehen. Bei Leipzig war nach der Jahrhun-

dertwende dieser Würger der bevorzugte Kuckuckswirt, und so kam es, daß ihre Zahl sehr zurückging, denn jeder Jungkuckuck kostet einer Wirtsbrut das Leben, und da der Rotrückenwürger meist nur eine Brut durchführt, mußten sich solche Ausfälle bemerkbar machen. Zuverlässige Vogelkenner haben aber auch zweite Bruten festgestellt.

Der Rotrückenwürger ist einer der wenigen Vögel, die ihr europäisches Brutgebiet in südöstlicher Richtung verlassen, um nach Afrika zu gelangen. Die Alten, die im Herbst nicht mausern, ziehen eher ab als die Jungen, und diese finden den richtigen Weg ohne jede Anleitung. Von den griechischen Inseln aus überfliegen sie das Mittelmeer, gelangen nach Ägypten und ziehen weiter bis nach Südwestafrika. Sie müssen demnach, einige Umwege eingerechnet, etwa zwölftausend Kilometer zurücklegen und erreichen, wie Professor Stresemann in einer gründlichen Arbeit über den Zug des Rotrückenwürgers mitteilt, die südlichsten Punkte erst anfangs Dezember. Da der Zug Mitte August beginnt, brauchen sie etwa hundert Tage zu der Reise. Sie nehmen sich Zeit; die Fluggeschwindigkeit dieses Würgers beträgt rund fünfzig Stundenkilometer. Sie fliegen nachts, aber nicht jede Nacht, sie schalten Ruhenächte ein. Sonst wären sie, da sie in einer Nacht ununterbrochen gegen zehn Stunden fliegen, also fünfhundert Kilometer schaffen, eher am Ziel. Der Heimzug führt sie nicht wieder über Ägypten. Sie überfliegen das Rote Meer und gelangen über Palästina und Kleinasien in ihre Brutheimat. Sie machen also einen großen Umweg, eine Zugschleife. Im Herbst wimmelt es in Ägypten von Rotrückenwürgern, im Frühling läßt sich dort keiner sehen. Der Frühjahrszug geht schneller vonstatten, wie das auch von andern Vogelarten bekannt ist. Er beansprucht nur etwa sechzig Tage. Nach den Untersuchungen Stresemanns legt der Vogel tausend Kilometer in zwei Tagesreisen zurück. Er braucht dabei zwei Nächte zum Wandern, drei Nächte zum Schlafen und fünf Tage zum Fressen.

Einige Wiederfunde deutscher Rotrückenwürger, die helles

Licht auf ihre Wanderwege werfen, seien angegeben. Ein am 24. Juni 1934 bei Dresden beringter war am 8. September darauf in Alexandria. Ein Braunschweiger, am 18. Juni 1930 markiert, befand sich Ende Oktober im Sudan. Seinen Rückweg verriet uns der Rotrückenwürger, der am 19. Juni 1930 bei Aschaffenburg den Ring erhielt und am 7. Mai 1931 in Anatolien mit Leimruten gefangen wurde.

Wie heimattreu der Rotrückenwürger ist, erhellt aus Verfrachtungsversuchen, die W. Rüppell mit diesem Nachtwanderer anstellte. Ein Männchen, das am 9. Juni 1936 in Berlin-Dahlem am Nest gefangen, mit verschiedenen Ringen gekennzeichnet, mit einem Flugzeug nach Marseille gebracht und am selben Tage dort wieder freigelassen wurde, war nach dreizehn Tagen wieder am Brutplatz und fütterte die während seiner Abwesenheit geschlüpften Jungen gemeinsam mit dem Weibchen groß, eine Leistung, die du nur bewundern kannst!

DER TRAUERSCHNÄPPER

Nicht wenige Vogelarten, besonders Wasservögel und Bewohner der Moore, werden durch Eingriffe der Menschen in die Landschaft aufs ärgste bedrängt, so daß von einigen zu befürchten ist, daß sie in allernächster Zeit aus der Liste der deutschen Brutvögel gestrichen werden müssen. Dazu gehört zum Beispiel der Goldregenpfeifer. Der Trauerschnäpper aber hat aus dem Verhalten der Menschen Gewinn gezogen. Wo den Meisen und Staren Nistkästen angeboten wurden, sei es im Kiefernwalde, sei es in Parkanlagen und Gärten, da war auch der Trauerschnäpper zur Stelle. Ursprünglich brütete er in hohlen Bäumen der Laubwälder; gegenwärtig zieht er die künstlichen Niststätten den natürlichen vor. Wo er, durch Nistkästen angelockt, ansässig wurde, da bleibt er und erhöht seine Zahl fast von Jahr zu Jahr. Ein Beispiel möge das bezeugen! Im Revier der ehemaligen Vogelschutzstation Neschwitz im Kreis Bautzen war der Trauerschnäpper bis zum Jahre 1928 als Brutvogel unbekannt. Als 1929 die ersten Kästen angebracht wurden, fanden sich sofort sieben Brutpaare ein. 1931 waren es bereits 25, 1937 sogar 147. Im nächsten Jahre ging die Zahl auf 91 zurück. Der Trauerschnäpper kann lästig werden, weil er den Meisen, die als Helfer im Kampf gegen Schadinsekten mehr leisten als er, die Wohngelegenheiten schmälert. Sein plötzliches Erscheinen in vorher von ihm nicht besetzten Gebieten, die Möglichkeit, ihn in allernächster Nähe anzusiedeln und bequem beobachten zu können, mußten die Vogelkundigen reizen, sich mit ihm zu beschäftigen. So ist in den letzten Jahrzehnten das Schrifttum über ihn stark angewachsen.

Sehen wir uns zunächst Männchen und Weibchen etwas genauer an! Beide haben eine reinweiße Unterseite, am Flügel einen großen weißen Fleck und außerdem weiße Stellen an

den drei äußersten Schwanzfedern. Das Männchen zeichnet sich noch durch eine weiße Vorderstirn aus. Die Oberseite des Weibchens ist braungrau gefärbt; bei den Männchen aber bestehen Unterschiede in der Oberseitenfärbung. Die einen gleichen, abgesehen von der weißen Vorderstirn, den Weibchen, andere sind wesentlich dunkler gefärbt, und wieder andere machen ihrem Namen Ehre, sie sind kohlschwarz. Professor Dr. Drost stellte an Hand zahlreicher Bälge aus den verschiedensten Gegenden sieben Färbungsunterschiede, sieben Farbtypen, fest, vom lichten Graubraun bis zum tiefsten Schwarz. Es hat sich nun ergeben, daß in Deutschland brütende Männchen niemals reinschwarz sind. Schwarze Männchen zeigen sich zwar im Frühling auch bei uns, vorwiegend im Mai, doch verschwinden sie wieder. Es sind nordische, die ihrer Bruth Heimat in Skandinavien und Finnland zustreben.

Mitte April melden sich die ersten Männchen von der Reise zurück. Jedes erwählt sich eine natürliche Höhle oder einen Nistkasten zur Brutstätte, und zwischen ihm und andern Wohnungssuchenden entspinnen sich heftige Kämpfe. Durch seine Zähigkeit und größere Fluggewandtheit gelingt es ihm mitunter, Meisen und andere Kleinvögel sogar aus bereits beschlagnahmten Höhlen zu verdrängen. Oft habe ich Meisen- und Kleibernester gefunden, die vom Trauerschnäpper überbaut worden waren. Im glücklichen Besitz der Brutstätte singt nun das Männchen von früh bis spät, denn es gilt, den später eintreffenden Weibchen mitzuteilen, daß hier ein Mann mit Wohnung zu haben ist. Es ist ergötzlich, zu sehen, wie er einem sich nähernden Weibchen seine Wohnung anbietet, indem er öfter in diese einschlüpft, genauso wie Star und Zaunkönig. Sagt dem Weibchen die Wohnung zu, ist auch beim Trauerschnäpper die Ehe geschlossen.

Das Lied des Trauerschnäppers erinnert an den zweisilbigen Ruf der Kohlmeise, der öfter wiederholt wird, aber der Trauerschnäpper gesellt ihm ein paar schleppend vorgetragene, schlüpfende Töne bei. Es wird von Vogelstimmenken-

nern durch Silben verschieden verdeutlicht. Dem einen klingen die ersten Töne wie „Wutiwutiwuti“, dem andern wie „Tschitra-tschitra-tschitra“, dem dritten wie „Diwritjewritje“. Den Schluß bilden einige auf- und absteigende Pfeiftöne, die man mit „Diple-diple“ übersetzen kann.

Da das Nest im Schutze einer Höhle angelegt wird, bedarf es keines kunstvollen, festen Baues. Das Weibchen schichtet Halme und trockene Blätter zu einem mehr oder minder lichterlichen Haufen und legt in die flache Mulde fünf bis sieben Eier, sehr selten acht. Im Jahre 1952 wurde bei Leipzig auch einmal ein Neunergelege gefunden und im Lichtbild festgehalten. Die Eier sind einfarbig zart blaugrün gefärbt. Die Last des Bebrütens obliegt auch beim Trauerschnäpper ausschließlich dem Weibchen. Es muß sich auch selbst mit Nahrung versorgen, denn nur selten überreicht ihm das Männchen am Flugloch ein Insekt. Das Weibchen sitzt auf den Eiern sehr fest. Wie oft schon habe ich Weibchen vom Gelege oder von den Jungvögeln, die sie hunderten, abgehoben und beringt! Sie nehmen diese Störung nicht übel. Nach zwölf bis fünfzehn Tagen, je nach dem Wetter, schlüpfen die Jungen.

Ich höre oft die Frage: „Wie ist es dem Jungen, einem so schwachen Dingelchen, möglich, sich aus dem hartschaligen Ei zu befreien?“ Es gelingt das jedem Vogel mit Hilfe des „Eizahns“, eines kleinen, weißen, harten Höckers, der dem Oberschnabel in der Nähe der Schnabelspitze aufsitzt. Mit diesem durchstößt der schlüpfreife Jungvogel zunächst die Schalenhaut, die den dir vom Hühnerei bekannten Luftraum im Ei abgrenzt. Durch Bewegungen des Kopfes reibt der Eizahn nach und nach am stumpfen Ende des Eis eine Rinne in die Schale, die immer mehr vertieft wird, so daß zuletzt ein Loch entsteht. Sobald die Eischale durchstoßen ist, werden die Atemzüge des Tierchens ausgiebiger. Es dreht sich immer rechts herum mit Hilfe der Beine um seine Längsachse und vergrößert den Riß mit dem Schnabel. Doch dauert es gewöhnlich noch 24 Stunden, bis der entstandene Riß so groß

ist, daß das stumpfe Ende des Eies wie ein Deckel abfällt und der Vogel das Ei verlassen kann.

So verläuft der Schlüpfvorgang im allgemeinen, doch muß bemerkt werden, daß zwischen dem Verhalten einzelner Ordnungen — genannt seien nur Singvögel und Taucher — auch in dieser Hinsicht Unterschiede bestehen. Die Befreiung aus dem Ei wird dem Vogel dadurch erleichtert, daß die Ei-



Schnabel eines dunen-
jungen Habichts mit
Eizahn (nach Heinroth)

schale am Ende der Bebrütung etwas mürbe wird, weil ihr während der Entwicklung des Keimes Kalk zum Aufbau des Skeletts entzogen wird. Bei manchen Vögeln, wie den Raubvögeln, bleibt der Eizahn noch tagelang am schwarzen Schnabel sitzen und hebt sich infolge seiner Färbung deutlich von ihm ab. Die Nestlinge der wirkungsvollen Gruppe „Sperberweibchen mit Dunenjungen am Horst“ in der Samm-

lung des Naturkundlichen Heimatmuseums der Stadt Leipzig zeigen den Eizahn deutlich jedem Beschauer.

Am Füttern der Jungen beteiligt sich auch das Männchen des Trauerschnäppers. Ein Pärchen fütterte an einem Tage 641-mal, das Männchen 249 mal, das Weibchen 392 mal. Manche Brut wird aber, wie vielfache Beobachtungen ergaben, auch nur vom Weibchen aufgezogen. Es ist nicht selten, daß ein Männchen zwei Weibchen besitzt und dann nur einem beim Füttern der Jungen hilft. Auch daß zwei Weibchen ihre Eier in einem Neste unterbrachten und sie gemeinsam bebrüteten und daß das zugehörige Männchen dann bei der Fütterung dieser Bruten half, ist nicht nur einmal bekannt geworden. Die Jungen sind im Alter von vierzehn bis sechzehn Tagen flügge und verlassen im geperlten Jugendkleid das Nest. Sie treiben sich sofort in den Baumkronen umher und melden sich den Eltern durch „Tship“-Rufe. Bei offensichtlicher oder vermeintlicher Gefahr warnen die Alten mit „Bit-bit“. Je-

dem, der nach der Brutzeit im August oder später Nistkästen kontrollierte und reinigte, mußte auffallen, daß nicht alle Eier ausgebrütet wurden und daß sich tote Jungvögel in den Nestern fanden, vielleicht Nesthäkchen, die mit den Geschwistern nicht ausfliegen konnten, von den Eltern verlassen wurden und verhungern mußten, vielleicht auch Schwächlinge, die von den stärkeren Geschwistern untergebuttert wurden, deshalb zu wenig Nahrung erhielten und zugrunde gingen. Wie groß die Verluste durch solche Ausfälle sein können, erhellt aus Befunden, die Gerhard Creutz gewann. Aus 688 Eiern schlüpften 527 Junge, und von diesen wurden 61 tot im Nest zurückgelassen oder wenige Tage nach dem Ausfliegen tot aufgefunden.

Der Trauerschnäpper begnügt sich mit einer Brut, und so ist es erklärlich, daß er nur kurze Zeit singt. Sobald im Juni das Füttern der Jungen beginnt, verstummt der Gesang. Dann merkt man nur noch wenig vom Trauerschnäpper, zumal er den Kerbtieren hauptsächlich in den Kronen der Bäume nachstellt. Er hat es nicht nur auf fliegende Kerfe abgesehen, sondern liest sie auch von Blättern und Zweigen ab. Bei kaltem, regnerischem Wetter hält er sich in Bodennähe auf und holt sich Kleingetier, das sich auf Wegen und Straßen bewegt. Seine Speisekarte läßt seine verschiedenen Jagdweisen erkennen. Es sind darauf verzeichnet vielerlei Schmetterlingsarten und deren Raupen, Blattwespen und ihre Larven, Rüssel- und Weichkäfer, Heuschrecken, Spinnen, Asseln und Ohrwürmer. Unter 1500 Beutetieren, die an Junge verfüttert wurden, befanden sich, wie Dr. Mansfeld berichtete, siebenzig Prozent schädliche und zweiundzwanzig Prozent nützliche Tiere; die restlichen waren Tiere, die für die Wirtschaft keine Bedeutung haben. Bei Steckby sollen um 1938 durch die Ansiedlung von Trauerschnäppern die Rehrachenbremsen, die den Tod vieler Rehe verschuldeten, wirksam bekämpft worden sein.

Der Abzug von Trauerschnäppern nach dem warmen Süden beginnt schon im August. Man wird durch „Witt-witt“-Rufe

auf sie aufmerksam, die denen der Rauchschwalben gleichen, aber aus den Bäumen an unser Ohr dringen. Verspätete Durchzügler triffst du zuweilen noch in den ersten Tagen des Oktober an. Du siehst aber im Herbst auch unter den nordischen Durchzüglern keine schwarzen Männchen; denn im Juli und August mausern die Altvögel und erhalten das Ruhekleid, und dann gleicht das Männchen dem Weibchen bis auf geringe Unterschiede. Auch die Jungvögel wechseln im Juli und August ihr Gefieder. Ihr erstes Ruhekleid gleicht ebenfalls dem des alten Weibchens. Die Trauerschnäpper aus Deutschland und aus dem Norden erreichen ihre Winterquartiere, die sich südlich der Sahara von Westafrika bis nach Ostafrika erstrecken, über Frankreich, Spanien und Portugal. Das geht aus zahlreichen Rückmeldungen hervor, von denen nur zwei angeführt seien. Ein als Nestling am 29. Mai 1949 in Leipzig beringter Trauerschnäpper war am 13. September 1951 in Portugal, und ein am 17. Juli 1939 bei Meißen gekennzeichneter befand sich am 16. August bereits in Spanien. Auch Trauerschnäpper finden sich wieder zu ihrer Brutheimat zurück. Beringungen lehrten, daß die alten Männchen ortstreuer sind als die Weibchen und daß die Jungvögel größtenteils den Ort ihrer Geburt nicht wieder aufsuchen, sondern sich mehr oder weniger weit entfernt von ihm ansässig machen. So wurde ein in Leipzig-Leutzsch erbrüteter Trauerschnäpper bei Magdeburg brütend festgestellt. Andere haben sich bis hundertfünfzig Kilometer weit vom Geburtsort niedergelassen. Creutz, der seit vielen Jahren die Lebensweise des Trauerschnäppers erforscht, fand, daß sich der Bestand der brütenden Weibchen in den von ihm untersuchten Gebieten bei Pillnitz und Hosterwitz aus dreißig Prozent ortstreuen Altvögeln, fünf Prozent ortstreuen Jungvögeln und fünfundzechzig Prozent zugewanderten zusammensetzte.

Von 512 Trauerschnäppern, die Uttendörfer als Opfer von Greifvögeln notieren konnte, wurden allein vom Sperber 399 geschlagen.

Ein Trauerschnäpper, der im Juni 1940 im Kammerforst bei Altenburg als Nestjunger seinen Ring erhielt, wurde am 25. April 1948 in der Nähe des Beringungsortes gefangen und wieder freigelassen. Er hat, da er höchstwahrscheinlich nach seiner Freilassung noch länger gelebt haben dürfte, ein Mindestalter von acht Jahren erreicht. Das ist ein bemerkenswert hohes Alter; schon Fünf- und Siebenjährige sind sehr selten. Er hat, das sei rühmend hervorgehoben, die gefährvolle und weite Reise von Nord nach Süd und umgekehrt sechzehnmal zurückgelegt. Alle Achtung vor dieser Leistung!

DER KLEIBER

Als ich Mitte Januar 1953 auf gebahnten Wegen durch den tiefverschneiten Auwald ging, hörte ich außer einigen Meisenrufen nur das „Tzett-tzett“ des Kleibers. Der Wald war fast vogelleer. Der Kleiber war ihm treu geblieben. Er ist, wie die Beringung erwies, außerordentlich standortstreu. Im Winter herumstreichende entfernen sich kaum einen Kilometer weit, denn die Paare halten an ihrem Brutgebiet fest und beziehen meist denselben Brutraum. Mehrfach gelang der Nachweis, daß ein Pärchen in sechs aufeinanderfolgenden Jahren denselben Kasten bezog.

Der Kleiber ist ein Höhlenbrüter und bekam seinen Namen, weil er den Eingang zu seiner Behausung, sei es eine Spechthöhle oder ein Nistkasten, falls er zu groß ist, mit Lehm oder toniger Erde so weit verklebt, daß er gerade noch einschlüpfen kann. Größtenteils leistet das Weibchen diese Arbeit; es vermischt ein Bröckchen Walderde mit seinem Speichel, formt es zu einem Klümpchen, trägt es im Schnabel zum Einflugloch und fügt in wochenlanger Arbeit Klümpchen zu Klümpchen. Wenn der Mörtel trocken ist, sieht man an ihm noch die zahlreichen Schnabelabdrücke, aber er ist steinhart geworden. Der Vogel, der nur vierundzwanzig Gramm schwer ist, schleppt eine Erdmasse herbei, die in trockenem Zustande siebenhundert Gramm und mehr wiegt.

Der Kleiber ist ein hübscher, stämmiger Bursche. Die blaugraue Oberseite hebt sich deutlich ab von der ockergelben Unterseite, die an der Kehle weiß, an den Weichen kastanienbraun gefärbt ist. Ein schwarzer Strich zieht sich vom Schnabel durch das Auge bis zu den Halsseiten. Der Schwanz ist auffällig kurz, der pfriemenförmige Schnabel spitz und lang. Beim Weibchen ist der Augenstrich etwas schmaler, und die Weichen sind braunrot.

Als Höhlenbrüter kann sich der Kleiber nur dort niederlassen, wo ihm hohle Bäume oder Nistgeräte zur Verfügung stehen. Laub- und Mischwälder, Parkanlagen und Friedhöfe mit alten Bäumen sind ihm gleicherweise willkommen. Nadelwäldungen bewohnt er nur dann, wenn ihn künstliche Nistgelegenheiten zum Bleiben veranlassen, oder wenn ihm Laubholzinseln den notwendigen Brutraum gewähren. So kommt es, daß er in den großen Fichtenwäldern der Gebirge fehlt und zu den Vögeln gehört, die den meisten Leuten unbekannt sind. Er ist über den größten Teil Europas in mehreren Rassen verbreitet. Auch die Kleiber verschiedener deutscher Wohngebiete weisen geringfügige Farbunterschiede auf und werden als Rassen unterschieden.

Der Kleiber ist ein ausgezeichneter Kletterer. Er übertrifft in dieser Fertigkeit alle andern Vögel unsrer Heimat. Er ist der einzige, der mit dem Kopf voran an senkrechten Baumstämmen abwärts klettern kann. Dabei macht er kleine Sprünge, und zwar so, daß ein Fuß nach hinten gestellt ist, der andre vorn den Körper stützt. Infolge dieser Beinstellung klettert er den Stamm nicht senkrecht empor wie Spechte und Baumläufer, sondern seitwärts, also schräg zur Senkrechten. Er findet dabei in den Rindenfugen Insekten, ihre Eier, Larven und Puppen und verschluckt sie. Dann dreht er sich plötzlich um und hackt kopfabwärts kräftig auf einen Gegenstand in der Rinde ein, vielleicht auf einen Eschen- oder Lindensamen, den er vorher eingeklemmt hat. Der Gegenstand, den er bearbeitet, befindet sich stets unter ihm. Spechte halten es gerade umgekehrt.

Der Kleiber ist außerordentlich ruffreudig, besonders im Frühling. Das Pärchen hält sich durch meisenartige „Sit-sit“-Rufe zusammen, sie trugen dem Kleiber den wissenschaftlichen Namen „Sitta“ ein. Dieser Ruf wird recht wandelbar geäußert, einzeln oder gereiht, gestoßen oder gedehnt, laut oder leise. Ärgerlich oder erschreckt, ruft er ein vibrierendes „Sirrb“, von dem man manchmal nicht gleich weiß, von wem es stammt; bald darauf hörbare „Twitt-twitt“ schaffen dann

aber Gewißheit. An schönen Januartagen schon hört man weithin hörbare, klangreine, absinkende Rufe, die wie „Wiehewiehe“ klingen und leicht nachgepfiffen werden können. Es sind die Revierrufe, die besonders im März und April den Wald freudig beleben, wenn die Männchen die Reviere gegen zugewanderte Männchen abgrenzen. Ahmt man in dieser Zeit den Pfiff täuschend nach, stellt sich sehr bald der Revierbesitzer ein, der den vermeintlichen Eindringling vertreiben will. Dr. Löhrl stellte auf diese Weise die Reviergrenzen fest und gelangte zu dem Ergebnis, daß eines der Kleiberreviere einen Raum von hundertdreiundvierzig Meter Länge und siebenundachtzig Meter Breite umfaßte. Der Brutplatz befindet sich durchaus nicht in der Mitte des Brutgebietes, er kann am Rande liegen. Geraten an der Grenze zwei Männchen aneinander, so rufen sie „Tuit-tuit“. Es sind aufwärtsziehende Kampfrufe, die ebenfalls von jedermann nachgepfiffen werden können. Im Höhepunkt der Erregung folgen sich die Töne so schnell, daß ein wunderschöner Triller entsteht. Während das Weibchen noch mit der Verengung des Flugloches beschäftigt ist, trägt es nebenbei auch Niststoffe ein. Hierbei hilft ihm das Männchen, das im übrigen um diese Zeit vor allem fleißig singt. Von einem Nestbau kann man beim Kleiber kaum sprechen. Nur Blätter oder Blatteile und Rindenstückchen, manchmal auch Holzstückchen werden eingetragen und übereinandergelegt. Das Männchen wirft sie meist durchs Flugloch hinein. Am liebsten, im Kiefernwald ausschließlich, werden die papierdünnen Blättchen der Kiefernspiegelrinde genommen, im Laubwald fast nur Blätter. Wenn aber eine Kiefer nicht gar zu weit entfernt ist — es wurden Strecken bis zu achthundert Metern festgestellt —, werden dort die vor allem beliebten Rindenteilchen geholt. Ein Kleibernest zu erkennen, macht keine Schwierigkeiten. Es ist ein ungeordneter Haufen aus den aufgeführten Stoffen. Nach Dr. Steinfatt bestand ein Nest in einem Kiefernwalde aus rund zweitausendfünfhundert Rindenschüppchen und zweiundfünfzig Holzstückchen. Wenn ein Pärchen eine Höhle

mit bereits verengtem Flugloch bezieht, bessert es den Eingang nur aus, soweit es notwendig ist. Nimmt es einen Meisenkasten an, dessen Fluglochweite seinen Ansprüchen genügt, dann befriedigt das Weibchen seinen Klebetrieb, indem es unter dem vorspringenden Dachbrett oder im Innern des Kastens oder an der Aufhängeleiste eine mehr oder minder große Menge Mörtel anbringt, also eine Arbeit verrichtet, die völlig sinnlos ist. Vögel sind eben Wesen, deren Handlungen weitgehend triebhaft geleitet werden.

Das Weibchen schläft bereits im Nest, wenn sich noch keine Eier darin befinden; das Männchen nächtigt getrennt von ihm in einer andern Höhle. Das getrennte Schlafen ist während des ganzen Jahres Sitte. Die Ehepartner sind sehr zärtlich. Das Männchen begleitet sein Weibchen bis zur Schlafstätte und zieht sich erst dann zurück. In der Paarungszeit bietet es dem Weibchen gelegentlich einen Bissen an, in der zweiten Aprilhälfte legt das Weibchen in den Morgenstunden sechs bis neun weiße, mit zahlreichen roströtlichen Punkten bedeckte Eier. Während der Zeit der Eiablage und der Bebrütung der Eier stellt das Männchen sein Rufen ein. Es wird ruhig im Kleiberrevier. Der bisher das große Wort führte, schweigt im Mai. Das Weibchen brütet und wird vom Gatten mit Futter versorgt, aber nicht ausreichend, so daß es öfters Jagdausflüge unternehmen muß. Die Bebrütung beansprucht dreizehn bis achtzehn, im Durchschnitt sechzehn Tage. Die auffälligen Unterschiede sollen sich durch Witterungsverhältnisse und den mehr oder weniger ausgeprägten Brut-eifer des Weibchens ergeben. Es sitzt sehr fest auf den Eiern. Öffnet man den Nistkasten, bleibt es gewöhnlich sitzen und drückt sich noch tiefer in die Nestmulde. Wenn es die Eier verläßt, fällt ein Teil der locker angehäuften Rindenschuppen darauf, so daß der Eindruck entstand, es decke die Eier vor dem Abflug zu. Die Jungen werden von beiden Eltern gefüttert und zwar ausschließlich mit tierischer Kost. Sie entwickeln sich sehr langsam. Amseln und andre Kleinvögel sind mit dreizehn Tagen gefiedert und verlassen das Nest.

Der Körper des Kleibers ist in diesem Alter noch völlig unbefiedert; nur an den Armen zeigen sich kurze Federstummel. Erst mit vierundzwanzig bis achtundzwanzig Tagen sind die Jungkleiber erwachsen und völlig flugfähig. Sie fliegen geradeaus an einen der nächsten Stämme, klammern sich daran fest und klettern, falls er eine rauhe Rinde hat, an ihm hoch. Die Alten füttern und führen sie noch etwa vierzehn Tage. Schon Anfang Juli aber trennen sich die Jungen von ihnen und streichen einzeln oder zu mehreren gemeinsam mit Meisen, Baumläufern und Goldhähnchen umher. Sie verlassen das engere Brutgebiet und siedeln im nächsten Jahr meist in geringer Entfernung. So wurde ein Kleiber, der am 23. Mai 1943 nestjung in Taucha bei Leipzig beringt worden war, am 1. Februar 1944 in Leipzig-Abnaundorf tot gefunden, fünf Kilometer von der Geburtsstätte entfernt. In der Schweiz hat sich ein Jungkleiber wesentlich weiter fortgewagt. Er wurde im Herbst seines Geburtsjahres hundertfünf Kilometer entfernt vom Geburtsort angetroffen. Die Jungen gleichen den Alten weitgehend. Ihre Oberseite ist grauer, und der Augenstrich ist nicht schwarz, sondern braun. Bis zum Herbst machen sie eine Teilmauser durch. Kleiber ziehen nur eine Brut groß, vermögen also mit durchschnittlich fünf Nachkömmlingen ihr Geschlecht zu erhalten.

Die Kleiber sind vorwiegend Kerbtierfresser. Steinfatt fand in elf Mägen von Kleibern aus Nadelholzgebieten sehr viele Nonneneier, aber auch Reste von Nonnenraupen, -puppen und -schmetterlingen, ferner Blattwanzen, Fliegen und deren Puppen, die Tönchen, Kleinschmetterlinge und deren Raupen, kleinere Käfer, auch Blattwespenlarven, die von vielen Vögeln abgelehnt werden. Anderwärts wird die Speisekarte anders aussehen. Neben tierischer Kost nehmen die Kleiber auch pflanzliche zu sich. Sie klemmen die Samen von Laub- und Nadelbäumen, von Rot- und Weißbuche, Esche, Linde, Eiche, Ulme, Kiefer, Fichte, Tanne, in Rindenritzen und hämmern sie auf. Auch Beeren verschiedener Art werden verzehrt, vor allem Vogelbeeren, sogar die Beeren der giftigen

Zaunrübe. Von den Eibenbeeren wird nicht das süßschmeckende Fleisch genossen, sondern der Inhalt des harten Kerns. Kleiber sammeln auch Vorräte, indem sie die Samen der genannten Bäume in die Rindenspalten zwängen und sie mit Moos zudecken. Sie suchen und finden diese auch wieder, doch bei weitem nicht alle; denn Spechte, Kohlmeisen und andere Vögel erspähen sie zufällig und wissen sie auch zu öffnen. Am Futterplatz fallen Kleiber unangenehm auf, weil sie die dargebotenen Sonnenrosen- und Kürbiskerne sehr bald entführen und verstecken. Das mutet fast überlegt an. Aber Heinroth hat recht gering entwickelte Findigkeit des Kleibers festgestellt. Er sagt: „Im Gesellschaftskäfig machen sich andere Vögel die Fähigkeit der Kleiber, Sonnenblumen- und Hanfkörner aufzuspalten, in der Weise zunutze, daß sie in der Nähe warten, bis der Kern bloßliegt und ihn dann dem rechtmäßigen Eigentümer vor dem Schnabel wegnehmen. Der eifrige Hämmerer läßt sich das merkwürdigerweise stets ruhig gefallen und wird auch durch Schaden nicht klug, was nicht gerade für ausgebildete Lernfähigkeit spricht.“

Die Tatsache, daß sich der Kleiber im Winter bei mangelnder tierischer Kost durch das Öffnen hartschaliger Früchte zusätzlich pflanzliche Nahrung verschaffen kann, trägt wohl dazu bei, seinen Bestand trotz der geringen Vermehrungsziffer zu erhalten. Kleiber sind zutraulich. Wo sie zu Hause sind, bieten sie dem aufmerksamen Naturfreund häufig Gelegenheit, sich ihrer zu erfreuen. Sie lassen sich nicht stören, wenn man ihnen beim Ausbau ihres Heims, beim Eintragen von Niststoffen oder beim Futterbringen zuschaut. Im winterkahlen Park lassen sie sich bei ihrem geschäftigen Treiben, ihrem unermüdlichen Klettern und Hämmern, besonders gut beobachten. Wenn ihnen Nüsse geboten werden, kommen sie auf die Hand geflogen und holen sich die Leckerbissen. Ihre frohgemuten Rufe im fröstelnden Winterwald heitern uns auf, und zufrieden genießen wir die Sonne im Schnee.

DER MAUERLÄUFER

In der Breitachklamm bei Oberstdorf war es, wo ich den Mauerläufer, einen der farbenprächtigsten unter den deutschen Singvögeln, kennenlernte. Ihm zuliebe habe ich die Klamm mehrmals aufgesucht, und jedesmal erlebte ich die Freude, ihn bei seinem Tun und Treiben beobachten zu können. Wo die Sonne die senkrechten Felswände anglühte, da kletterte er rasch an ihnen empor. Aller Augenblicke lüftete er die breiten, dreifarbigigen Schwingen, und dann leuchtete das kräftige Karminrot nebst den weißen Tropfenflecken in den schwarzen Flügeln prachtvoll auf. Welch ein Farbenwunder an der gelbbraunlichen, sonnenüberstrahlten Wand! Er untersuchte nicht nur die Risse und Spalten der Steilwände nach Kerbtieren, sondern auch die Graspolster der Felsvorsprünge. Er hingte sich an die dünnen Grashalme und kletterte auch an einem verdorrten Ast empor. Von dort schoß er, ein gewandter Flieger, mit halb angelegten Flügeln tief nach unten und klomm von neuem aufwärts, immer wieder die Flügel breitend. Zuweilen waren beide Gatten zu sehen. Mit einem Bündel erbeuteter Insekten im Schnabel verschwanden sie in gaukelndem Fluge um die nächste Felsenecke. Es war mir aber nicht möglich, den Nistort zu entdecken, da die vielen Windungen der Klamm eine Verfolgung der Vögel mit den Augen unmöglich machten. Früher glaubte man, daß das Flügellüften das Klettern unterstütze. Das ist aber nach den Feststellungen von Franz Murr, einem ausgezeichneten Vogelkenner und Vogelmaler, sicher nicht der Fall; denn der Mauerläufer lüftet die Flügel auch dann, wenn er gar nicht klettert, sondern längere Zeit an einer Stelle beschäftigt ist. Ferner steht fest, daß das Flügelbreiten zeitlich nicht mit den Hüpfritten zusammenfällt. Außerdem spricht gegen die frühere Annahme vor allem die Tatsache, daß die Flügel nicht

zum Schlage erhoben, sondern nur seitlich abgespreizt werden. Murr ist der Überzeugung, und der bekannte Salzburger Ornithologe Professor Tratz pflichtet ihm bei, daß das Flügellüften nur eine reine Triebhandlung ist wie das Knicksen der Wasseramsel oder das Schwanzzittern der Rotschwänzchen. Die Flügel sind übrigens wesentlich breiter und länger als die des etwa gleichgroßen Buchfinken.

Vier Farben nur sind es, die den Mauerläufer zieren, aber sie sind so wunderschön und so gut verteilt, daß sie ihn zu einem der schönsten Vögel auf deutschem Boden machen. Zum Schwarzweißrot der Flügel gesellen sich das Aschgrau der Ober- und Unterseite und ein tiefes Schwarz an Kehle und Kropf. Dieses Schwarz wird im Ruhekleid durch Weiß ersetzt. Beim Weibchen sind alle Farben blasser. Es wirkt deshalb lichter. Im Februar und März findet eine Teilmauser statt, und im April sind Kropf und Kehle schwarz. Der dünne, kopflange, leicht abwärts gebogene und sehr spitze Schnabel ist ein wundervolles Werkzeug, um selbst kleinstes Getier aus engen Felsenritzen herauszuholen. Auch die Füße sind der eigenartigen Lebensweise des Mauerläufers ausgezeichnet angepaßt. Die dünnen Zehen sind lang und tragen stark gekrümmte, sehr spitze Krallen. Rudolf Egli, der Mauerläufer tagelang aus nächster Nähe am Mauerwerk einer Almhütte beobachten konnte, sagt: „Nur mit den Spitzen hakte er ein. Wie auf zierlichen Steigeisen kletterte er in die Höhe.“

Wegen des Tosens der Breitach in der engen Klamm war es mir nicht vergönnt, irgendwelche Rufe des Mauerläufers zu vernehmen. Andere Beobachter waren glücklicher, besonders Egli. Brütete doch ein Pärchen unter dem vorspringenden Dach in einem Mauerloch der Berghütte, die er einige Wochen bewohnte. Die vier Töne des Liedes, fis-g-a-fis', umfaßten eine Oktave. Doch änderten die Vögel — es sangen Männchen und Weibchen — die Melodie auch ab und sangen manchmal nur den ersten und letzten Ton. Murr behauptet, daß der Gesang aus langen, auf- und niederziehenden Tönen bestehe, die an das Pfeifen des Windes im Felsgeklüft erinnern. Die

Lockrufe seien ebenfalls lange, hinauf- oder heruntergezogene Pfiffe. Richters, der einen Mauerläufer vom 1. März bis zum 5. April 1942 an den Mauern einer Wallfahrtskirche bei Salzburg beobachten konnte, vom 30. März an auch noch einen zweiten, hörte aus den sich wellenförmig bewegenden Tönen der Lieder die Silben „Twi-ü-tü“ und „Wü“ heraus. Seine Angaben decken sich also ungefähr mit denen Murrs. Auch in den Notenbeispielen über die Lieder des Mauerläufers, die Hans Stadler veröffentlichte, sind auf- und abziehende Tonreihen erkennbar.

Der Mauerläufer bewohnt die Hochgebirge Süd- und Mitteleuropas und Asiens. Wer die Alpen besucht und steile Felswände aufmerksam durchmustert, wird die „Mauerklette“ oder die „Fliegende Alpenrose“, wie der Volksmund den Mauerläufer bezeichnet, sicher irgendwo entdecken. Das kann schon in einer Höhe von 600 Metern der Fall sein, meist aber erst in höheren Lagen bis hinauf zu 3000 Metern.

Das umfangreiche Nest wird in einer unzugänglichen Felspalte aus allerlei weichen Stoffen, besonders aus Moos und Flechten, gefilzt, und innen mit Federn und Haaren warm ausgekleidet. Nur dann, wenn ein Pärchen in einem Mauerloch eines hochgelegenen Gasthauses oder einer Berghütte brütet, gelingt es, ein Nest genauer kennenzulernen. Natürlich ist uns manches aus dem Brutverhalten des einsiedlerisch lebenden und meist an unerreichbaren Plätzen brütenden Vogels noch unbekannt. Die drei bis fünf glänzend weißen, mit wenigen rotbraunen Punkten betupften Eier sollen nur vom Weibchen bebrütet werden. Aber wir wissen über Brutdauer und Nestzeit der Jungen noch nicht Bescheid. Eugen Schuhmacher verdanken wir einige Beobachtungen über die Aufzucht, die hier wiedergegeben seien: „In einer fast senkrechten, nach Süden zugewandten und aus brüchigem Kalkstein zusammengesetzten Felswand in etwa 1550 Metern Höhe stand die Nisthöhle des Mauerläufers, in welcher am 10. Juli 1944 Jungvögel saßen. Im 25. Juli waren sie völlig ausgefedert, aber noch nicht flügge. Ihre Zahl konnte infolge

Unzugänglichkeit leider nicht genau festgestellt werden, es waren aber mindestens drei Stück. Beide Eltern fütterten in ziemlich gleichem Rhythmus mit etwa 5 bis 15 Minuten Unterbrechung den ganzen Tag hindurch. Die Atzung wurde von sehr weit hergeholt, bis zu 300 Metern, wobei oft tiefe Schluchten überflogen wurden. Sie bestand vorwiegend aus großflügeligen Insekten, die oft auch von Blumen abgesammelt wurden und die Schnäbel der Alten in kleinen Büscheln füllten. Die Eltern landeten nie direkt am Nest, sondern stets fünf bis sieben Meter unterhalb am Fels und liefen dann daran hoch bis zur Nisthöhle. Nach unseren Beobachtungen kamen die Jungen am 25. Juli bei der Annäherung der Alten zum erstenmal aus der Höhle heraus, liefen dem Altvogel ein Stückchen am steilen Fels entgegen, nahmen hastig das Futter ab und liefen ebenso schnell wieder in die Höhle zurück. Wegtragen der Kotbällchen durch die Alten wurde mehrmals beobachtet. Beide Altvögel wurden nie gleichzeitig am Nest gesehen. Wenn der eine beim Herannahen des andern gerade fütterte, so wartete der letztere irgendwo an der Felswand so lange, bis sein Partner wieder abgestrichen war. Irgendwelche Laute von Jung- oder Altvögeln konnten wegen des rauschenden Baches in der Tiefe nicht wahrgenommen werden.“

Auch Egli berichtet, daß der Schnabel der Vögel „voll Futter steckte: Großflügelige Insekten, Larven und Spinnen waren es . . . Einmal war das Schnäbelchen des Weibchens so vollgestopft, daß es beim Locken einen Kleinschmetterling wieder fallen ließ . . . Gegen Ende der Brutzeit — nach vierzehn Tagen — fütterte das Pärchen die Jungen in einer Stunde zwei- unddreißigmal, das Männchen nur achtmal. Am 27. Juli hüpfen zwei Junge auf dem Sims unterhalb des Nesteinganges umher . . . Ihre Schnäbel trugen einen gelben, leuchtenden Rand. Das Jugendkleid zeigt nicht die lebhaften Farben der Alten im Sommergewand. Am Vormittag des 28. Juli waren sie wieder an den gleichen Örtlichkeiten zu sehen. Aber bald hüpfte eins auf das Geländer des Balkons. Am frühen Nach-

mittag flog die ganze Familie weg – ins Leben hinaus.“ Das Nest hätte Egli gern einem Naturhistorischen Museum übergeben, doch war es derart „zwischen Dachbalken und Bretterverschalungen eingeschlossen, daß es unerreichbar war“. Vom Oktober ab verlassen die Mauerläufer die rauhen, hochgelegenen Brutstätten und suchen tiefergelegene Orte auf. Sie gelangen auf ihren Streifzügen regelmäßig in die den Alpen benachbarten Städte und Ortschaften, wo sie das Mauerwerk der Kirchen, Burgen, Schlösser und Ruinen nach verborgenen Kerbtieren absuchen. Sie verbleiben dort während des ganzen Winters und suchen erst im April wieder ihre Brutstätten auf. Im Jahre 1950 beglückte ein Mauerläufer sogar die Hamburger mit seinem Besuch. Von Anfang Februar bis Anfang April hielt sich der Vogel am Stadtpark-Wasserturm auf. Durch Fensterklappen gelangte er in den Hohlraum des oberen Teils, wo sich im Winter zahlreiche Insekten einfinden. Anfang März war die Kehle noch „ganz hell“, am 6. April aber ganz schwarz. Er wurde gefangen, beringt und wieder freigelassen. Es wäre aber geradezu ein Wunder, wenn der Vogel wieder einmal in Menschenhände geriete und uns dadurch über seine Reisen Aufschluß geben würde.

In Mitteldeutschland wurden Mauerläufer am häufigsten für das Elbgebirge nachgewiesen. In den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts machte sich besonders der Waldwärter Wünsche um die Beobachtung des seltenen Vogels verdient. Er traf während der Wintermonate nicht nur einzelne, sondern öfter mehrere an, hauptsächlich in den Schrammsteinen und in den Steinbrüchen bei Postelwitz. 1890 erschien ein Pärchen auch sommersüber in den Bruchwänden, sammelte Nahrung und flog mit dieser nach den Schrammsteinen, so daß Wünsche fest davon überzeugt war, daß dort eine Brut stattgefunden hatte. Als neueste Beobachtung des Vogels sei die vom 15. November 1936 im Basteigebiet erwähnt. Solltest du das Elbgebirge besuchen oder gar dort wohnen, so achte auf den Mauerläufer in seiner tropischen Tracht! Du kannst dich vielleicht um ein unvergeß-

liches Erlebnis bereichern. Ich habe im Sommer 1940 in der Umgebung Pottensteins im Frankenjura Tag für Tag, bei jedem Ausflug, nach ihm Ausschau gehalten, weil mir aus dem Schrifttum bekannt war, daß er dort häufig zu Gast weilt. Alles Mühen war vergeblich! Im Oktober desselben Jahres aber belebte er die steilen Wände der „Breit“, die ich wer weiß wie oft mit dem Glase nach ihm abgesucht hatte. Am Neujahrstag 1944 flog ein Mauerläufer im Passauer Dom während des Gottesdienstes in geringer Höhe über der Menschenmenge, die den Dom füllte, hin und her.

Im übrigen Deutschland wurde er als Gast vorwiegend an den Felswänden und an den Burgen im Gebiet des Rheines und seiner Nebentäler angetroffen. Das Heidelberger Schloß bedachte er 1937 mit seinem Besuch. Natürlich fehlte er zu Zeiten auch nicht „an der Saale hellèm Strande“.

Zwar mag die bezaubernde Schönheit des Vogels ab und zu jemand verlocken, einen Mauerläufer abzuschießen, doch wird die Abgelegenheit seiner sommerlichen Wohnstätten dafür sorgen, daß er erhalten bleibt und zuweilen naturfrohe Menschen auch dort beglückt, wo keine Riesenberge zum Himmel streben.

WIR LERNEN KENNEN

aus der

Ordnung Sperlingsvögel, Passeres

Oberfamilie Singvögel, Oscines

Familie Pirole, Oriolidae

Pirol, *Oriolus oriolus* (L.)

Familie Finkenvögel, Fringillidae

Kernbeißer, *Coccothraustes coccothraustes* (L.)

Erlenzeisig, *Carduelis spinus* (L.)

Birkenzeisig, *Carduelis flammea* (L.)

Hänfling, *Carduelis cannabina* (L.)

Girlitz, *Serinus canaria serinus* (L.)

Fichtenkreuzschnabel, *Loxia curvirostra* L.

Kiefernkreuzschnabel, *Loxia pytyopsittacus* Borkhausen

Bindenkreuzschnabel, *Loxia leucoptera* Gmelin

Goldammer, *Emberiza citrinella* L.

Familie Lerchen, Alaudidae

Heidelerche, *Lullula arborea* (L.)

 Familie Stelzen, Motacillidae

Baumpieper, *Anthus trivialis* (L.)

Familie Baumläufer, Certhiidae

Mauerläufer, *Tichodroma muraria* (L.)

Familie Kleiber, Sittidae

Kleiber, *Sitta europaea* (L.)

Familie Meisen, Paridae

Wintergoldhähnchen, *Regulus regulus* (L.)

Sommergoldhähnchen, *Regulus ignicapillus* (Temminck)

Familie Würger, Laniidae

Rotrückenwürger, *Lanius collurio* L.

Familie Schnäppervogel, Muscicapidae

Unterfamilie Fliegenschnäpper, Muscicapinae

Trauerschnäpper, *Muscicapa hypoleuca* Pallas

Unterfamilie Grasmücken, Sylviinae

Zilpzalp, *Phylloscopus collybita* Vieillot

Fitis, *Phylloscopus trochilus* L.

Unterfamilie Drosseln, Turdinae

Steinschmätzer, *Oenanthe oenanthe* (L.)

